Des Jungen Feldjägers Kriegskamerad,

gefangen und strandend,

immer

getrost und thätig

Eingeführt

von

Göthe.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1846.

Der
Junge Feldjäger
in französischen und englischen Diensten
während
des Spanisch-Portugiesischen Kriegs
von 1806 bis 1816.

Eingeführt
durch
J. W. von Göthe.

Drittes Bändchen.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1846.

Vorwort.

Man pflegt das Glück wegen seiner großen Beweglichkeit kugelrund zu nennen und zwar doppelt mit Recht; denn es gilt diese Vergleichung auch in einem andern Sinne. Ruhig vor Augen stehend zeigt die Kugel sich dem Betrachtenden als ein befriedigtes, vollkommenes, in sich abgeschlossenes Wesen, daher kann sie aber auch, so wie der Glückliche unsere Aufmerksamkeit nicht lange fesseln. Alles Wohlbehagen, alle Zufriedenheit ist einfach, sie mögen, woher es auch

sei, entspringen. Die Glücklichen überlassen wir sich selbst, und wenn am Ende des Schauspiels die Liebenden, in Wonne vereinigt, gesehen werden, gleich fällt der Vorhang und der Zuschauer, der sich stundenlang durch so manche Verworrenheit, Verdrießlichkeit und Verlegenheit festhalten ließ, eilt ungesäumt nach Hause.

In diesem Bezug vergleichen wir das Unglück mit einem Tausendeck, das den überall anstoßenden Blick verwirrt, wobei der zartere Sinn nirgends Beruhigung findet. Denn wie auf der Kugel das Licht sanft zu verweilen angelockt wird, das Rund sich in milden Schatten und Wiederscheinen uns offenbart; so sendet das Vieleck von jeder Seite andern Glanz, andere Verdüsterung, andere Farbe, andern Schatten und

Wiederschein: das Auge, beunruhigt, verweilt darauf, begierig, dasjenige in Eins zu fassen, was sich selbst zerstreut, und es wird von einer Theilnahme beschäftigt, welche, wie durch ein unauflösbares Räthsel, schwebend erhalten schwankt.

Zu solchen Betrachtungen giebt gegenwärtiges Bändchen einen frischen Anlaß; es stellt mit wenigen Pausen nur Unheil und Unglück, Schmerz und Verzweiflung dar.

Was aber durchaus in einem höhern Sinne beschwichtigend, tröstend, beruhigend wird, ist, daß die Personen, die so viel erduldet, den Untergang mehr wie einmal vor Augen gesehen, doch am Ende noch selbst erzählen, was sie überstanden und wie sie aus dem unerträglichsten Elend zuletzt gerettet worden.

Aber nicht sowohl gerettet worden, sondern sich selbst gerettet. Ein höherer Einfluß begünstigt die Standhaften, die Thätigen, die Verständigen, die Geregelten und Regelnden, die Menschlichen, die Frommen. Und hier erscheint die moralische Weltordnung in ihrer schönsten Offenbarung, da wo sie dem guten, dem wackern Leidenden mittelbar zu Hülfe kommt.

Die bürgerliche Verfassung auf dem wüsten Strande von Cabrera, der kümmerlichsten aller balearischen Inseln, verdient als Muster einer vernünftigen ersten naturrechtlichen Staatsverfassung die Achtung aller Denkenden. Die Taktik und Strategie der unseligen Schiffer, einer auf unfruchtbaren, Wellen bedrohten, Dünen mitten in Ocean angescheiterten Mannschaft, zeigt uns im

Ganzen und Einzelnen Muster von natürlicher und sittlicher Fassung, von angeborner und durchgeübter Standhaftigkeit, von wohlbedachter, zweckmäßig gerichteter Kühnheit und durchaus wieder, nach dem unabwendbaren Untergang so Vieler, die Rettung Einzelner, die sich mitten in der schrecklichsten Lage mannhaft-menschlich benehmen, und denn doch zu ihrem Heil auch endlich ihres Gleichen finden.

Was kann nun dem einzelnen, in der Welt unbedeutenden Menschen herrlicher und wünschenswerther erscheinen, als wenn auch Einzelne, wie er, Unbedeutende wie er, dadurch zur höchsten musterhaften Erscheinung gelangen, daß sie Tugenden ausüben, die er vielleicht selbst, in große Gefahren und Schicksale verwickelt, ehe er sich's versieht, wohl nöthig haben möchte.

Daß wir ein Buch, welches bei uns diese Gedanken hervorgebracht, auch Andern empfehlen möchten, achten wir als wohlmeinendes Gefühl, ja wir trauen einem jeden sinnigen Leser zu, daß ihm gleichfalls in seiner Art, bei Beherzigung so ungemeiner, wenn auch im Weltlauf nicht seltener Schicksale, die wichtigsten Aufschlüsse aus seinem Innern sich entwickeln werden.

Weimar den 14. Januar 1826.

Göthe.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel	3
Zweites Kapitel	27
Drittes Kapitel	41
Viertes Kapitel	58
Fünftes Kapitel	71
Sechstes Kapitel	78
Siebentes Kapitel	90
Achtes Kapitel	99
Neuntes Kapitel	113
Zehntes Kapitel	126
Eilftes Kapitel	135
Zwölftes Kapitel	148
Dreizehntes Kapitel	162
Vierzehntes Kapitel	175
Funfzehntes Kapitel	188

	Seite
Sechszehntes Kapitel	200
Siebenzehntes Kapitel	210
Achtzehntes Kapitel	219
Neunzehntes Kapitel	230
Zwanzigstes Kapitel	238
Ein und zwanzigstes Kapitel	247

Dritter Theil.

	Seite
Sechzehntes Kapitel	203
Siebenzehntes Kapitel	210
Achtzehntes Kapitel	219
Neunzehntes Kapitel	230
Zwanzigstes Kapitel	238
Ein und zwanzigstes Kapitel	247

Erstes Kapitel.

Erste Jugendjahre. — Verhaftung meines Vaters. — Flucht der übrigen Familie. — Nachricht von meinem Vater. — Ankunft meines Vaters. — Geschichte von dessen Gefangenschaft. — Reise desselben nach meinem Geburtsorte. — Rückkehr von dort und unser aller Abreise dahin. — Freudiges Ereigniß daselbst. — Kriegsbeschwerden in unserm Dorfe und Umgegend. — Soldatenstand meines ältesten Bruders. — Anfang meiner militairischen Laufbahn. — Meine Abreise nach Straßburg. — Feldzug nach Spanien.

Meine Geburt fällt in die Zeit der Schrecknisse der französischen Revolution, welche sich gewiß nicht so bald aus dem Gedächtnisse desjenigen verwischen werden, der dieselbe erlebt hat. Mein Vater, ein angesehener Schlächter und zugleich Maire des Orts, erzog meine Geschwister und mich so gut, als es sich in jenen schreckbaren Zeiten nur thun ließ, zu allem Guten; denn obgleich es den Lehrern unserer Religion

streng verboten war, öffentlich aufzutreten, so hielten dieselben doch nach altem guten Brauch und Sitte Gottesdienst, kamen bei nächtlicher Weile verkappt in die Wohnungen ihrer Beichtkinder und sprachen ihnen Muth und Trost ein. Man kann sich leicht vorstellen, daß zu jener Zeit, wo Freiheitsbäume überall gleich Pilzen aus der Erde hervorwuchsen, um welche die wüthenden rothmützigen Jacobiner, indem sie ihr ça ira etc. aus vollem Halse brüllten, tanzten, die Sitten nicht die reinsten waren, und Manches der Jugend zur Schau gestellt wurde, wovor die Schamhaftigkeit erröthen mußte.

Noch sehr deutlich kann ich mich erinnern, daß man meinen Vater, dem man schon lange nachgetrachtet hatte, einstmals des Nachts aus dem Bette holte, fesselte und gefangen nach Straßburg schleppte, weil er als Aristokrat angeklagt war. Standhaft ertrug er die Mishandlungen der Schergen, ließ sich geduldig fortschleppen, als guter Christ fest der Vorsehung vertrauend. Wir alle zerflossen in Thränen, umklammerten die Knie der Unmenschen und baten flehend, uns unsern Versorger doch zu lassen, aber sie verhöhnten uns und unser Bitten machte ihnen das größte Vergnügen. Schonungslos wurde der

gute Mann auf eine Karre geworfen und abgeführt, hämische Freude spiegelte sich auf den Gesichtern vieler Einwohner, was meinen guten Vater unsertwegen nicht wenig kümmerte.

Kaum waren die Nationalgarden aus dem Hause, als schon ein ganzer Schwarm Sansculotten in unsere Wohnung stürmte, alle bewegliche Habe entweder fortschleppte oder zertrümmerte und uns aufs schrecklichste mishandelte. Kein weltlicher Arm konnte uns hier schützen, denn das Haus eines angeblichen Königsfreundes war verfehmt, und es stand jedem Patrioten frei, darin vorzunehmen, was ihm gut dünkte. Bald darauf erschien der neuernannte Maire und wies uns aus dem Hause, welches wir auch sogleich verließen. So wie ein Jedes von uns ging und stand, mußten wir die väterliche Wohnung verlassen, ohne irgend einen Zufluchtsort zu haben; denn wehe demjenigen, der uns aufgenommen hätte, er würde als Aristokrat angesehen und ihm dasselbe Loos geworden sein.

Meine gute Mutter hatte noch Verwandte jenseit des Rheins in der Nähe von Mannheim; dorthin wurde beschlossen zu fliehen, aber wie wollten wir den Rhein passiren, ohne Paß, ohne Geld, ja selbst ohne Brot! Mein ältester Bruder, ein Jüngling

von sechszehn Jahren, der die Gegend mehrere Meilen weit in der Runde kannte, weil er das Gewerbe meines Vaters schon fleißig mitbetrieb, sprach uns nicht nur Muth ein, sondern versprach auch uns sicher über den Rhein, trotz aller Wachsamkeit der Zollgarden, zu geleiten. Ich, als der jüngste und schwächste, wurde von meinen Geschwistern wechselsweise bald geführt bald getragen, und so ging denn der Zug langsam auf Umwegen ganz behutsam dem Rheine zu. Des Tages hielten wir uns in Büschen auf; denn obgleich wir kaum vier oder fünf Meilen bis an die Ufer des Rheins hatten, so endeten wir doch unsern Marsch erst die dritte Nacht, weil die Mutter nur langsam und ich beinahe gar nicht folgen konnte. Mein zweiter Bruder und meine Schwester gingen dann in die naheliegenden Oerter betteln, und das Aufgebrachte, immer kaum hinreichend den wüthendsten Hunger zu stillen, wurde dann gemeinschaftlich verzehrt.

Die dritte Nacht langten wir endlich am Rhein an; mein Bruder war vorausgeeilt, um seine Maasregeln wegen der Ueberfahrt zu treffen; vorher bezeichnete er uns genau den Weg und den Platz, wo wir ihn erwarten sollten. Ich war der glücklichste von Allen, weil ich nichts von dem, was uns bevor-

stand, wußte und nur immer in meiner Einfalt frug, ob ich bald etwas zu essen bekäme?

Endlich kamen wir an dem bezeichneten Platze an, wo wir uns so gut als möglich verbargen und unsern Retter sehnsuchtsvoll erwarteten, der aber in der ersten Stunde noch nicht erschien. Alle saßen mit beklommenen Herzen, außer mir, der ich gar nicht begreifen konnte, warum man gar nicht nach Hause ginge und immer des Nachts herumirrte. Endlich wurde das verabredete Zeichen gehört und alle standen mit geöffnetem Munde, um zu vernehmen, was mein Bruder sagen würde. Nicht ganz so, wie er geglaubt, war sein Plan gelungen, er hatte nämlich eins von den vielen Fischerbooten, die häufig am Ufer liegen, nehmen wollen, aber alle sehr gut verwahrt gefunden, doch endlich hatte er sich eines kleinen, welches ganz allein in einem Busche verborgen gewesen war, bemächtigt und es eine ziemliche Strecke von seinem früheren Stapelplatze entfernt. Dasselbe, sagte er, sei eigentlich gar nicht geeignet, eine solche Zahl Menschen zu fassen; aber er hoffe mit Gottes Hülfe und seinen beiden nervigen Armen uns wohlbehalten an das jenseitige Ufer zu bringen, gleichviel an welcher Stelle, denn wir waren ja überall zu Hause.

Nun wurde so schnell als möglich aufgebrochen, um nicht etwa noch in dem Augenblicke, wo die Rettung so nahe war, ertappt zu werden, in welchem Falle uns gewiß ein trauriges Loos erwartet hätte. Mein Bruder nahm mich auf den Rücken, aus vollen Kräften wanderten wir dem ersehnten Ziele zu und die Furcht verdoppelte unsere Schritte.

Bald hörten wir das sanfte Rauschen des Stroms, gelangten bald an die Ufer desselben und sahen das Fahrzeug, das uns nach dem, nicht mit Königsblut gefärbten Lande bringen sollte, und alle beseelte frischer Muth. Doch als die Ersten den zitternden Fuß in das schwankende Boot setzten, da entfuhr ihnen ein unwillkürlicher Schrei des Schreckens, denn sie glaubten, daß sie sammt dem schaukelnden Fahrzeuge in den Wellen begraben würden.

Mein Bruder hatte alle Beredsamkeit anzuwenden, um meine Mutter dahin zu bringen, sich in das Fahrzeug zu begeben, und endlich besiegte doch die Furcht vor dem Verluste ihrer Kinder die Angst vor dem Tode, sie stieg in das Boot und rasch stieß mein Bruder vom Ufer; freilich drehte sich das Fahrzeug öfters, weil die unerfahrne Hand des Lenkers dasselbe nicht kunstfertig regieren konnte. Nur er allein stand

aufrecht, alle übrigen lagen platt am Boden; so wußten wir natürlich nicht, ob wir dem diesseitigen oder jenseitigen Ufer näher kamen und der Bruder gab uns auf unser Fragen keine Antwort, da er zu sehr beschäftigt war, das Fahrzeug dem friedlichen Ufer Deutschlands näher zu bringen. Ein „Gottlob"! weckte uns endlich aus unserer Betäubung, und ein Stoß des Boots auf den Sand machte uns vollends munter; alle reckten mit einemmale die Köpfe in die Höhe und gewahrten kaum zwanzig Schritte vor uns das ersehnte Ufer. Statt des Ankers warf mein Bruder sogleich einen großen Stein ins Wasser, untersuchte mit dem Ruder die Tiefe und fand dieselbe ganz unbeträchtlich, doch vorsichtig watete er mit einem in der Hand haltenden, an das Boot befestigten Stricke nach dem befreundeten Ufer, um von dort das Boot, wo möglich noch näher an das Land zu ziehen und zu befestigen.

Ganz dicht an das Ufer konnte mein Bruder das Boot, wegen der Seichtigkeit des Wassers, nicht ziehen; wir mußten uns daher bequemen, einige Schritte weit, bis unter die Knie, im Wasser zu waten. Endlich gelangten wir ans Ufer und dankten der Vorsehung, daß wir glücklich den deutschen Boden

erreicht hatten. Das Boot ließ mein Bruder treiben, um uns vor etwaigen Nachstellungen zu sichern. Da er schon mehrere Male in dem Hause unserer Verwandten gewesen war, so fiel es uns jetzt nicht schwer, sie zu finden. Sehr liebreich wurden wir von ihnen aufgenommen, erhielten auch von den reichen Einwohnern des Orts und der Umgegend reichliche Unterstützungen, so daß wir vor dem allergrößten Elende geschützt waren.

Mein Bruder wagte sich mehrere Male nach Frankreich, um über das Schicksal unsers Vaters etwas Genaueres zu erfahren, aber jederzeit kam er mit unbestimmten Nachrichten zurück, denn nur verstohlen konnte er sich bei unsern wahren Freunden blicken lassen, und diese wußten eben so wenig von der Lage meines unglücklichen Vaters.

So mochten ungefähr anderthalb Jahre vergangen sein, als wir einen Brief erhielten, der uns meldete, daß mein Vater zwar nicht der Aristokratie hätte überführt werden können, derselbe aber noch immer in Gewahrsam gehalten werde. Niemand kann sich die Freude vorstellen, die wir alle empfanden, weil die Nachricht verbürgt und wir nun ziemlich sicher waren, daß er nicht unter dem Mordbeil der

Guillotine sein Leben enden würde. Voll guter Hoffnung lebten wir nun alle wieder auf, vorzüglich meine gute Mutter, die vor Gram und Schmerzen beinahe gestorben wäre. Mein Bruder hatte sich bei dem Schlächter des Orts verdungen und theilte redlich seinen geringen Verdienst mit uns; doch würden wir ohne die Wohlthaten, die uns gute Menschen zufließen ließen, wohl schwerlich so lange haben existiren können, weil unsere lieben Verwandten bei dem besten Willen doch nicht im Stande waren, uns lange ihre Unterstützung angedeihen zu lassen.

Eines Abends, es war im Herbst, saßen wir zusammen am Ofen, der Wind brauste und stromweis stürzte der Regen nieder, als Jemand an der Hausthür, die schon verschlossen war, gewaltig pochte; schnell eilten wir zu öffnen und, o Freude! — unser guter Vater trat herein; Alle ergriff ein freudiges Schrecken und Staunen, Niemand war vermögend ein Wort zu reden, bis endlich Thränen die gepreßte Brust frei machten. Mehr getragen als gehend kam er endlich zur Stube, man räumte ihm das beste Plätzchen am Ofen ein und des Fragens war kein Ende.

Als er sich ein wenig erholt und etwas zu sich genommen hatte, fing er an zu erzählen: Ihr wißt,

sagte er, daß man mich, gleich einem Missethäter gebunden, auf einer Karre nach Straßburg abführte, unterwegs wurde ich nicht nur von der Eskorte, sondern auch von den mehrsten Bewohnern der Orte, durch welche wir zogen, verhöhnt und verspottet, hingegen konnte ich auch in den Mienen vieler Zuschauer Mitleid lesen. Als wir zu Straßburg ankamen, wurde ich sogleich in das Gefängniß gebracht, wo ich schon eine große Anzahl Leidensgefährten fand. Ich glaubte, daß man mit uns allen sehr kurzen Prozeß machen würde, doch saß ich vier volle Wochen, ehe man nur nach mir frug, obgleich sich alle Tage das peinliche Gericht versammelte, welches Wenige freisprach, wohl aber die Mehrsten verdammte. Obgleich ich nun anfänglich nichts Gewisseres als den Tod erwartete, so wuchs doch von Tage zu Tage meine Hoffnung, frei gesprochen zu werden, weil man mich gewiß schon längst vor Gericht gezogen haben würde, wenn hinlängliche Beweise meiner angeblichen Schuld aufzufinden gewesen wären. Endlich wurde auch eines Morgens mein Name mit von der Liste derer, die an diesem Tage vor den Richtern erscheinen sollten, abgelesen, und bald darauf wurde ich selbst vor dieselben geführt. Mit heiterer Miene, denn ich war mir kei-

nes Verbrechens bewußt, weil ich sowohl zu Zeiten des Königs, als auch der Republik meine Schuldigkeit als rechtschaffener Mann gethan hatte, trat ich vor meine Richter und erwartete die Anklage. Alle maßen mich vom Kopfe bis zum Fuße, dann wurde mir die Anklage vorgelesen. Ich sollte nämlich heimlich Königsfreunde bei mir aufgenommen haben und ihnen bei ihrer Flucht behülflich gewesen sein. Darin fühlte ich mich freilich nicht von aller Schuld frei, denn ich hatte, wie ihr selbst wißt, manchen armen Unglücklichen durchschlüpfen lassen, und wirklich war ich über die Anklage ein wenig betreten; doch sammelte ich mich schnell und gab auf die Aufforderung, mich dagegen zu vertheidigen, weiter keine Antwort, als daß ich das Factum leugnete und Beweise forderte. Zum Glücke konnte man diese vor der Hand nicht aufbringen, weil ich möglichst vorsichtig bei dergleichen Sachen zu Werke gegangen war. Man that noch mehrere verfängliche Fragen an mich, die ich aber immer nur mit ja oder nein beantwortete. Endlich ließ man mich abführen und seitdem bin ich nicht wieder vor das Tribunal gefordert worden.

Die ganze Zeit meiner Gefangenschaft habe ich keinen Bekannten gesehen, außer einem, der früher

als ich seiner Haft entlassen wurde und durch welchen ihr die frühere Nachricht über mich erhalten habt. Ungefähr vor acht Tagen wurde mir meine Freiheit angekündigt; ich eilte so schnell als möglich nach Hause, aber zu meinem größten Schrecken fand ich unsere Wohnung von Fremden besetzt, und ihr, hörte ich, wäret verschwunden. Endlich entdeckte mir Jemand, daß ihr euch hierher geflüchtet hättet. Da eilte ich denn mir einen Paß zu verschaffen, den ich nach langem Bitten und Flehen erhielt, und machte mich sogleich auf den Weg zu euch. Ob wir gleich Alles verloren haben, so vertraue ich doch auf Gott, der uns einander wieder geschenkt und durch dessen Hülfe wir vielleicht auch unsere verlorne Habe wieder erhalten werden.

So sprach unser guter Vater, und wir Alle wurden von neuem Muthe beseelt, denn wir hatten ja unsern Versorger, unsere Stütze wieder; in unser Vaterland konnten wir ja nun auch wieder zurückkehren, da die Schreckenszeit vorbei und Robespierre mit seinen Henkern gefallen war. Eine mildere Regierungsform war an die Stelle des Schreckensfystems getreten. Nach einigen freudig verlebten Tagen brach mein Vater nebst meinem ältesten Bruder nach der

Heimath auf, um einen Versuch zur Wiedererlangung eines Theils unseres Vermögens zu machen. Von unsern heißesten Wünschen für ihr Wohl begleitet, reisten sie ab; wir sahen ihnen nach, so lange sie das Auge erblicken konnte, dann weinten wir auf's Neue, doch waren dies nicht so bittere Thränen, als die bei der ersten Trennung flossen.

Als die Ankunft unseres Vaters im Orte bekannt wurde, so kam Alt und Jung uns Glück zu wünschen, und Niemand mit leeren Händen, ein Jedes machte uns ein größeres oder kleineres Geschenk, je nachdem es in seinen Kräften stand. So erhielten wir einen kleinen Vorrath von Allem, was man im häuslichen Leben braucht, und trugen nur Sorge, wie wir diese Geschenke auf unserer zu hoffenden Heimreise fortbringen wollten.

Nach wenigen Wochen erschienen endlich unsere Retter, mein Vater und mein Bruder, und benachrichtigten uns, daß sie unser Haus nebst Zubehör von dem jetzigen Besitzer, einem gutdenkenden Manne, um eine mäßige Summe wiedererkauft hätten, und obgleich mein Vater kein baares Geld besessen, so habe ihm doch der Eigenthümer das Haus einstweilen auf sein ehrliches Gesicht überlassen.

Die Freude war ohne Gränzen, die guten Einwohner des Orts erboten sich, unsere kleine Habe unentgeltlich bis an den Rhein zu fahren; einiges Geld hatte mein Vater bei Freunden aufgenommen, und ob er gleich Alles mit Borgen angefangen hatte, so hoffte er doch, fest auf Gott vertrauend, daß es gut gehen würde.

Nachdem wir Alles, was wir unser Eigenthum nennen konnten, zusammengepackt hatten, nahmen wir mit Thränen in den Augen von den guten Ortsbewohnern Abschied, dankten ihnen für ihre vielfachen Beweise von Güte und Wohlwollen, und schieden mit einem von Freude und Leid gemischten Gefühle von ihnen. Wir gelangten bald an Deutschlands Gränze, an den Rhein, sahen uns noch einmal nach den friedlichen Gauen um und dann glitten wir sanft über die Wellen des Stroms nach dem vaterländischen Ufer hinüber. Nach einigen Tagen sahen wir endlich den Kirchthurm unsers Orts und bald waren wir selbst darin. Mein Bruder war vorausgeeilt, wir fanden ihn also schon zu Hause; doch wie traurig war unser Eintritt in das Haus! Gefüllt hatten wir dasselbe verlassen, jetzt stand es ganz öde und leer, kein Hofhund kam uns entgegen, kein Huhn gackerte, Alles hatte

man fortgeschleppt; ich hatte ein kleines Böckchen hier gelassen, auch dieses war fort, und ich weinte bitterlich darüber. Das, was wir mitgebracht hatten, rettete uns für den ersten Augenblick aus der Verlegenheit und so suchte man sich zu behelfen, so gut man konnte.

Aber unbeschreiblich war meines Vaters freudiges Erstaunen, als nach einigen Tagen einer seiner Freunde kömmt, ihn bei Seite ruft und ihm einen Beutel mit funfzig Louisd'or mit den Worten überreicht: „Da, Gevattersmann, nehmt es mir nicht übel, daß ich Euch so lange Euer Eigenthum aufbewahrt habe; aber ich wollte es Euch nicht eher wieder einhändigen, bis ich überzeugt war, daß Ihr es sicher behalten könntet." Mein Vater konnte sich das Ding gar nicht enträthseln, weil dieser Mann die letzte Zeit, ehe er verhaftet worden war, sich als den eifrigsten Patrioten gezeigt hatte. „Gevattersmann!" sagte mein Vater, „an Euch muß man irre werden; ich weiß nicht, was ich von Euch denken soll!" „Meinetwegen denkt, was Ihr wollt, aber ich will Euch nach meiner Art das Räthsel lösen. Ich verabscheute alle die Gräuelscenen, die sich sowohl hier als in der Umgegend zugetragen haben; doch was hätte mir das geholfen, ich dachte an das Sprüchwort: eine Schwalbe macht

keinen Sommer. Ich gab mir also den Schein des eifrigsten Patrioten, um so meinen Freunden desto eher nützen zu können, die sich unvorsichtig der Gefahr aussetzten, für Aristokraten gehalten zu werden. Letzteres war auch der Fall bei Euch, und als ich hörte, daß Ihr angeklagt waret, und die Eskorte kam Euch abzuholen, war ich Einer der Ersten, der in Euer Haus drang und daselbst Alles mit zerschlagen half, bis ich unbemerkt an den Ort gelangen konnte, wo sich Euer kleiner Schatz befand, den ich eilig zu mir steckte, um denselben so lange aufzubewahren, bis ich ihn wieder sicher in Eure Hände liefern könnte. Dieses ist nun, wie Ihr seht, geschehen und ich bitte Euch, davon weiter kein Aufhebens zu machen." Mein Vater schwieg, aber seine Blicke konnten dem Freunde den Dank des Herzens verrathen. Nun war uns auf einmal geholfen, funfzig Louisd'or baares Geld war zu selbiger Zeit ein bedeutendes Vermögen, weil die Republik mit nichts als mit Assignaten bezahlte und manchmal ein Louisd'or den Werth von 100 Franken in Papier hatte. Sogleich wurde wieder einiges Vieh nebst den nöthigen Metzgergeräthschaften angeschafft; kurz, nach vier Wochen war das Haus wieder so in Leben und Thätigkeit, als wenn wir nie ausgewandert gewesen wären.

Unsere Armeen gingen über den Rhein und waren fast immer siegreich. Der Kriegsschauplatz war auch mehrere Male in unserer Gegend, jedoch blieb unser Ort so ziemlich von gewaltsamer Plünderung verschont, häufig aber wurden wir mit Contributionen geplagt uud öfters ließen sich Oestreicher sehen, doch nie in so großer Zahl, um gewaltsam gegen uns verfahren zu können.

Mein ältester Bruder wurde conscriptionspflichtig und er zog ein Loos, welches ihn auf der Stelle zu marschiren nöthigte. Er trat ins sechste Cürassierregiment und machte als Rekrut schon die Campagne in der Schweiz mit. Meine Aeltern waren untröstlich darüber, weil er nicht nur ein sehr guter Sohn, sondern auch ein sehr fleißiger und thätiger Mensch war; doch sie mußten sich mit so vielen Anderen trösten, die gleiches Schicksal hatten. Später machte er die Campagne in Italien mit, kämpfte bei Marengo, wo General Desaix ruhmvoll fiel, uud half zum Siege der Schlacht bei Austerlitz beitragen. Obgleich er sich bei letzterer ruhmvoll auszeichnete, wofür er das Ehrenkreuz empfing, so betraf ihn auch gleichzeitig das Unglück, daß ihm der linke Fuß von einer Kartätschenkugel zerschmettert wurde; geheilt, aber einfüßig kam er zu Hause an und erhielt eine ansehnliche Pension.

Bei alledem blieb er noch immer der rasche, muntere Mann, sein Stelzfuß entstellte ihn ganz und gar nicht, vielmehr paßte derselbe recht gut zu seinem Ehrenkreuze, weil die Stelze genugsam bewies, daß er dasselbe nicht umsonst, wie Mancher in unsern Zeiten, erhalten hatte. Trotz seines Stelzfußes heirathete er bald darauf ein recht artiges und bemitteltes Mädchen und trieb sein vom Vater erlerntes Handwerk, das ihn noch jetzt reichlich nährt.

Im Jahre 1806 wurde auch ich für conscriptionspflichtig erklärt, was ein Donnerschlag für mich war; meinem Bruder ließ ich aber hiervon nichts merken, weil er mit einer ungemeinen Vorliebe am Militärstande hing und mit einer Achtung davon sprach, die an Begeisterung gränzte. „Jeder junge Mann," sagte er oft, „der gesund und stark ist, die Strapazen des Militärdienstes zu ertragen, sollte, wenn ihn sonst nicht außerordentliche Verhältnisse davon abhalten, mit Freuden unaufgefordert zu den Fahnen eilen, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Ich kenne keinen schönern Beruf als den des Soldaten, der um wenigen Sold alle Mühen des Kriegslebens erträgt, jeden Tag sein Leben preisgiebt, um die Seinigen oder auch seine Mitbürger vor dem Ueberfall der Feinde

zu schützen. Stirbt er, nun so stirbt er als ächter Mann; wird er verstümmelt, so nimmt er die Achtung seiner Kameraden mit nach seiner Heimath, wo ihm auch von den Seinigen Achtung nicht versagt wird.“ So redete er oft und ich hätte es Keinem rathen wollen, etwas dagegen einzuwenden.

Ich hatte zwar noch immer Hoffnung mich freizulosen, aber auch diese Hoffnung wurde zu nichte, ich zog Nummer Neun und mußte auf der Stelle marschiren. Meine Mutter war untröstlich, nur mein Vater, durch so viele Leiden abgestumpft, war gleichgütiger; mein Bruder sprach mir Muth ein, und wirklich, wenn ich das rothe Band des Ehrenkreuzes im Knopfloch erblickte, so fühlte ich mich ermuthigt zu versuchen, ob ich nicht ein ähnliches verdienen könnte, aber bald machte mich der Anblick des Stelzfußes wieder zaghaft.

Mit Allem versehen, was Vater und Mutter aufbringen konnten, begab ich mich mit meinen Gefährten, durch einen alten Unteroffizier eskortirt, nach dem Ort meiner Bestimmung, wo mich das Loos traf Infanterist zu werden. Das Depot des Regiments stand damals in Straßburg und so blieb ich doch noch einige Zeit in der Nähe meiner Aeltern.

In Straßburg angekommen, wurde den andern

Tag schon der Anfang gemacht, uns in die Kriegsmysterien einzuweihen; alte Kriegsmänner, die den Felddienst und seine Beschwerden nicht mehr ertragen konnten, waren unsere Lehrmeister und diese Leute waren wirklich ganz dazu geeignet, um dem Regiment sobald als möglich eingeübte Leute zu verschaffen. Ich fürchtete mich anfangs gar sehr vor dem Exerciren und wohl hatte ich meine guten Gründe dazu, denn während der Zeit meines Aufenthalts in Deutschland hatte ich öfters Gelegenheit gehabt, Soldaten in den Waffen üben zu sehen, woher mir noch die rohe, oft grausame Behandlung recht gut im Gedächtniß war. Denn nicht allein, daß der Soldat gestoßen und geschmähet wurde, bläuete man so unbarmherzig auf seinen Rücken, daß ich immer inniges Mitleid mit diesen Armen empfand, deren einziges Vergehen nichts weiter war, als daß sie, noch zu neu in ihrem Stande, manche Bewegung nicht so geschickt als ihre Lehrer machten. Wie sehr freuete ich mich daher, daß meine Lehrmeister mich so gut behandelten und Geduld mit mir hatten. Liebe und Ernst, ganz der Beschäftigung eines Lehrers angemessen, sprach aus jedem ihrer Worte, man faßte Vertrauen zu ihnen und war bemüht, sich gegenseitig das Geschäft zu erleichtern und angenehm zu machen.

Meine Aeltern ließen es die ganze Zeit meines Hierseins an Nichts fehlen, so daß mir auch von dieser Seite mein neuer Stand möglichst angenehm gemacht wurde. Wenn wir Abends beisammen saßen, so erzählten diese alten Kriegsmänner von ihren früheren Feldzügen, wie es ihnen da ergangen, was sie ertragen, wie gut oder wie böse es ihre Chefs mit ihnen gemacht u. s. w. Dieses thaten sie nicht etwa, um zu glänzen, oder uns den Stand verhaßt zu machen, sondern vielmehr um uns zu belehren und zu bilden, wie man sich im Felde — denn dahin sollten wir ja auch bald — bei jeder Gelegenheit zu benehmen hätte. So verging uns das Leben recht angenehm, dabei brannten wir vor Begierde sobald als möglich zum Regiment geschickt zu werden, um unsern ältern Kameraden zu zeigen, daß auch wir Kriegsstrapazen ertragen könnten.

Unsere Armeen standen damals in Schwaben, Baiern und Franken, jeden Augenblick bereit den Feldzug mit Preußen zu eröffnen, und sehnlichst hofften wir auf Ordre uns dahin zu begeben; aber es geschah anders, der Feldzug begann, endete schnell und für Frankreich glücklich und wir mußten daheim bleiben. So verstrich das Spätjahr von 1806, das

neue Jahr brachte neue Begebenheiten mit sich. Spanien rief die Franzosen als Bundesgenossen gegen England zu Hülfe, und der listige Feldherr säumte nicht diese Gelegenheit zu seinen Gunsten zu benutzen.

Schon lange murmelte man von einem Feldzuge, aber immer blieb es noch beim bloßen Gerüchte und der Sommer sah uns noch in Straßburg; mit einem Male aber kam die Ordre zum Aufbruch und binnen drei Tagen waren wir auf dem Wege nach Paris. Wir formirten ein volles Bataillon von 700 Mann, weil auch die diesjährigen Conscribirten zu uns gestoßen waren. Der Marsch nach Paris war der angenehmste, den ich während meines ganzen Militärlebens gemacht habe und kurze Tagereisen, freundliche Wirthe und Wirthinnen, die Mutterpfennige in der Tasche, jeden Tag neue Schönheiten oder Merkwürdigkeiten zu sehen, trugen das Meiste dazu bei. Bald kamen wir in Paris an, mein Staunen bei dem Anblick dieser Stadt von außen und innen vermag ich nicht zu beschreiben. In der Gegend der Tuilerien marschirten wir auf, wurden von einem Kriegscommissär gemustert und dann in eine leerstehende Caserne in der Vorstadt St. Germain gebracht, wo Alles zu unserem Empfang eingerichtet war. Mehrere Tage

verweilten wir hier, denn es war damals Gebrauch, daß alle Truppen vor ihrer Abreise eine Mahlzeit erhielten, so auch wir. Die Tafel war auf einem öffentlichen Platze, wo das ganze Bataillon sich ungehindert den Tischfreuden überließ, dabei wurden mancherlei Gesundheiten ausgebracht, die oft zu recht komischen Auftritten Anlaß gaben.

Nach gehaltenem Mittagsessen besah ich Paris und immer mehr erstaunte ich über die Mannigfaltigkeit der Gegenstände; überall Leben und Thätigkeit, ein stetes Gehen und Kommen, ein Fahren und Reiten in den meisten Straßen. Beim Nachhausegehen mußte ich lange suchen, ehe ich mein Quartier fand. Meinen Kameraden war es eben so gegangen und jeder von uns legte sich, voll von dem, was er gesehen hatte, zu Bette.

Am andern Morgen verließen wir die Hauptstadt, und wußten nun gewiß, daß wir zu der nach Spanien bestimmten Armee gehörten. Viele Regimenter marschirten mit uns gleichzeitig aus Paris zu gleicher Bestimmung. Unser Weg führte uns nach Orleans, wo mich die Anschauung der Statue der Jeanne d'Arc — welche auf öffentlichem Markte in Lebensgröße, ihren Helm und Schild an der Seite, in einem

umgitterten Raume zum Andenken aufgestellt ist — auf einige Minuten in die Vergangenheit versetzte und zu Vergleichungen mit der Gegenwart Veranlassung gab. Die Geschichte der Jungfrau wird von den Bewohnern Orleans auf sehr verschiedene Art erzählt, doch bleiben sich dieselben in der Hauptsache ziemlich gleich.

Wir verließen Orleans, um unserm Ziele immer näher zu rücken, kamen nach Limoges, dann in die reiche Stadt Bordeaux, endlich nach Paul de Dar, berühmt wegen ihrer heißen Quellen, und von da nach Bayonne, wo wir Alles in kriegerischer Thätigkeit fanden. Hier sammelten sich alle Waffengattungen, welche den bevorstehenden Feldzug in Spanien eröffnen sollten. Die ganze Armee bestand meistentheils aus jungen, erst zum Dienst gezogenen Leuten; man sah lauter Milchgesichter und nur wenig Bärtige, daher man sie auch scherzweise l'armée des enfans (die Knaben-Armee) nannte. Viele von diesen guten Leutchen sahen ihre Heimath nicht wieder; wie viele verschmachteten auf der Halbinsel, die zu Hause noch bis jetzt, aber vergebens erwartet werden.

Zweites Kapitel.

Ankunft in Spanien. — Erstes Nachtquartier daselbst — Verpflegung der Soldaten. — Baskische Karren. — Zweites Nachtquartier in Tolosa. — Weiterreise. — Zweck des Feldzugs. — Unzufriedenheit der Spanier mit den Franzosen. — Ankunft und Einzug in Madrid. — Händel zwischen den Franzosen und Spaniern. — Unruhen in den Provinzen. — Nationalcharakter der Spanier. — Feldzug nach Toledo. — Empörung der Spanier in Madrid und Gemetzel am 2. Mai.

Der Großherzog von Berg, Murat, war General en Chef der nach Spanien bestimmten Armee; sobald derselbe mit seinem Gefolge angekommen war, wurde die Ordre zum Aufbruche gegeben und zu Ende des Jahrs 1807 betraten wir den spanischen Boden. Wir gehörten zu dem zweiten in Spanien einrückenden Armeekorps, das General Dupont befehligte. Ein anderes Corps war durch Spanien nach Portugal

geeilt, um dasselbe zu besetzen und gegen die Engländer zu vertheidigen.

Obgleich in Frankreich die Verpflegung der Soldaten nicht sonderlich ist, so erhält doch jeder die Hauptnothwendigkeiten der Reise, ein gutes Bett von wollenen Decken und Matratzen; der Soldat darf sich übrigens nicht an solche Weichlichkeiten gewöhnen. Wie sehr verschieden fanden wir schon unser erstes Nachtquartier in Spanien, gegen die, welche wir in Frankreich gehabt hatten. Nachmittags gegen vier Uhr hatten wir Bayonne hinter uns, und kaum eine Stunde darauf brach die Nacht herein; wir verschafften uns daher von den dort so häufig gebräuchlichen Harzlichtern und die ganze Colonne glich einem unübersehbaren Fackelzuge. Der Marsch war außerordentlich langweilig und beschwerlich, weil der Weg sehr holpricht war, und doch überschritten wir dieselbe Nacht noch die Bidassoa, das Grenzflüßchen, welches Spanien von Frankreich scheidet. Wie verschieden waren hier schon die Gesichter der beiderseitigen Zollgarden und wie grämlich und tückisch schauten uns die Spanier ins Gesicht. Endlich gelangten wir in ein kleines Dörfchen, in welchem unser Bataillon Nachtquartier erhielt. Die mit uns marschirenden

Reiter gingen noch eine Legua ($1\frac{1}{2}$ St.) weiter nach einem etwas größern Dorfe. Wir erhielten zwar Billets, aber diese halfen uns wenig oder gar nichts, weil sich die Bewohner entweder aus Furcht oder aus Lieblosigkeit nicht blicken ließen. Endlich wurden doch etliche Einwohner aufgebracht und gezwungen, einen Haufen Soldaten nach dem andern zurecht zu weisen. Mir und noch zwei andern meiner Kameraden wurde das Glück zu Theil, nach spanischer Manier ziemlich gut logirt zu werden; unser Wirth war ein nicht unbemittelter Einwohner des Dörfchens, der uns recht artig, so gut wie ein Spanier es vermag, behandelte und bewirthete. Unsere possirliche Unterhaltung hätte Zuschauer verdient. Unsere Gesellschaft bestand aus einem Deutschen, zwei Franzosen und einem Spanier; Jeder konnte nur seine Muttersprache, Alle aber hatten doch das Bedürfniß oder die Lust, Wünsche und Gedanken gegenseitig auszutauschen, was hier eigentlich nur durch Mienenspiel möglich war und zu belustigenden Misverständnissen Veranlassung gab, wodurch die fast wortlose Unterhaltung in allgemeines lautes Gelächter aufgelöst wurde. Unsere Kost bestand aus spanischen Gerichten, denen es nicht an Oel und Pfeffer fehlte, deren man sich hier in Menge bedient,

welche Kost aber unserm Gaumen nicht sonderlich zusagte; dabei credenzte der Wirth uns ein Glas guten spanischen Wein, der uns besser behagte. Unser Bett bestand in Stroh, unsere Capots dienten zu Decken, aber da durch das Haus überall die Luft zog, so hatten wir keine gute Nacht, und nur die große Müdigkeit von dem beschwerlichen Marsche verschaffte uns einigen Schlaf. Am Morgen erwachten wir fast eben so müde, als wir uns niederlegten, und unsere Glieder klapperten vor Frost. Wir nahmen Abschied von dem Wirth und begaben uns auf den Sammelplatz, wo wir die mehrsten unserer Kameraden über die schlechten Quartiere klagen hörten. Von nun an erhielten wir kein Etapengeld mehr wie in Frankreich, sondern Rationen; diese bestanden in der gewöhnlichen Portion Brot, einem halben Pfunde Fleisch und einem Nösel Wein. Da wir des Nachts angekommen waren und deshalb die Vertheilung der Rationen nicht hatte vor sich gehen können, so geschah es vor dem Abmarsche. Mangel an Geschirr nöthigte uns, den Wein auf der Stelle zu trinken, das Fleisch wurde in Stücke gehauen und auf die Tornister gepackt, das Gemüse überließen wir den uns zunächst stehenden Einwohnern. So ausgestattet, marschirten wir weiter.

Die Straße, auf welcher wir uns befanden, war ausnehmend schön, obgleich dieselbe sich über hohe Gebirge und durch tiefe Schluchten zog. Viele Baskische Karren, die uns begegneten, machten einen übeln Eindruck auf unsere Gehörorgane, denn die sich nicht um die Achse, sondern mit der Achse sich bewegenden Räder derselben gaben ein höchst unangenehmes Gequike von sich. Man bedient sich dieser Karren in den ganzen Pyrenäen, weil selbe dazu eingerichtet sind, die schlechtesten Wege damit zu befahren.

Unser zweites Nachtquartier in Spanien war Tolosa, wo es uns nicht vergönnt wurde bei den Bürgern zu logiren, man steckte uns in ein zur Caserne eingerichtetes Kloster, wo wir übrigens Stroh genug zu einem Lager fanden; wir erhielten dieselben Rationen wie des Morgens und binnen einer Stunde wallte es in allen Kesseln; unser Gemüse, das aus Erbsen bestand, wurde nicht gar, dem Fleische wurde auch nicht Zeit gelassen, weich zu werden, der Hunger war hier der beste Koch und es war ein Vergnügen zu sehen, wie zehn bis zwölf Mann um einen Kessel voll Suppe herumstanden und gleichsam taktmäßig mit den Löffeln in denselben langten. Nach gehaltener Mahlzeit streckten wir uns auf unser Strohlager und

verschliefen die zweite Nacht in Spanien schon besser als die erste. So ging unser Marsch täglich fort; bald schliefen wir in Kirchen bald in Klöstern; dabei wurde auf die strengste Mannszucht gehalten und der im geringsten dawider Handelnde aufs strengste bestraft. Der häufige Regen, den die Jahreszeit mit sich brachte, hatte die schöne Straße kothig und schlüpfrig gemacht; bald mußten wir durch angeschwollene Gebirgsbäche, bald bis an die Knöchel durch Koth waten und öfters konnten wir des Abends unsere Kleider nicht gehörig trocknen. Wir passirten Mondragon, Salines und gelangten endlich nach Vittoria, wo wir zuerst Halt machten und die uns folgende Armee sich sammelte.

Der angebliche Zweck, warum wir eigentlich in Spanien waren, wurde uns nun auch bekannt; die französische Armee sollte gemeinschaftlich mit der spanischen die Engländer abhalten. Wie viel Wahres daran war, lehrte die Folge. Das Heer war ungefähr 80,000 Mann stark, und als es von Murat gemustert worden war, zog es dem Innern des Landes zu. Schon jetzt sahe man auf jedes Spaniers Gesicht deutlich, daß die Fremden ihm zuwider waren, und hie und da zeigten sich schon Spuren von Gährungen,

die man noch im Keim erdrückte; aber dadurch wurde die Wuth der Spanier nur noch mehr gesteigert. Die Armee setzte sich nach der Hauptstadt in Bewegung, weil dort große Unruhen, durch den Friedensfürsten Godoi veranlaßt, ausgebrochen waren. Murat, an der Spitze, führte uns über Miranda am Ebro und Burgos bis vor die Mauern von Madrid. Die Witterung war äußerst schlecht, der Regen fiel in Strömen vom Himmel und doch mußten wir drei Tage im Lager außerhalb Madrid liegen bleiben, weil man, ich weiß nicht warum, nicht eher hatte einziehen wollen. Dann erschien der gesammte Magistrat, an dessen Spitze der Corregidor mit den Schlüsseln der Stadt, welche er Murat überreichte. Die Armee marschirte kurz darauf mit klingendem Spiele in die Stadt ein, doch sahe man nur wenige, fast gar keine Bewohner und diese waren meistentheils aus der niedrigsten Volksklasse; wohl bewunderten sie die schöne Haltung und Zucht der französischen Truppen, aber sie würdigten uns keines einzigen freundlichen Blickes; auch auf den Balkons sahe man hie und da Männer von Stande, aber die Blicke, die sie auf uns schossen, waren mehr abschreckend als erfreuend. Frauen sahe man gar nicht, denn da schon

die Sitte mit sich bringt, daß dieselben sich vor den Männern zurückgezogen halten müßen, so verbargen sie sich vor uns aus doppelter Hinsicht.

Anfänglich wurden alle Truppen sowohl in leerstehende spanische Casernen, als auch in noch von Mönchen bewohnte Klöster einquartirt, in welchen letztern die Bogengänge für die Truppen eingerichtet und mit Betten versehen waren.

Wie schon früher der Kronprinz, so reisten nun der König und die Königin nach Bayonne zu einer Unterredung mit Napoleon ab. Das Volk wollte den König mit Gewalt zurückhalten, aber er riß sich los und verließ Madrid. Die Gemüther der Spanier wurden immer gereizter, die anfänglichen Neckereien zwischen Franzosen und Spaniern wurden immer ernstlicher und in den Weinhäusern kam es zwischen beiden Theilen oft zu blutigen Händeln, die sogar mehrere Male mit Erdolchungen endeten. Die französischen Behörden thaten zwar ihr Möglichstes, um das gute Vernehmen dauernd zu machen, aber leider sahen sie an jedem Orte das Gegentheil und alles, was nur Spanier hieß, wurde jetzt Todfeind der Franzosen. Des Nachts Meuchelmorde, am Tage Beschimpfungen der französischen Besatzung waren

etwas Gewöhnliches, und man mußte des Nachts sehr auf seiner Hut sein, wenn man nicht das Leben verlieren wollte.

Nicht in der Hauptstadt allein, sondern auch in allen Theilen des Reichs nahm der Unwille und die Gährung überhand; im Süden und Osten des Landes regte sich der Geist der Empörung. Am 27. April brach in Toledo der Aufruhr in hellen Flammen aus und unser Bataillon wurde nebst mehreren andern beordert, denselben zu dämpfen. Doch ehe ich in meiner Erzählung weiter fortfahre, will ich erst den spanischen Nationalcharakter ein wenig beleuchten, um zu zeigen, mit welcher Art von Menschen wir zu kämpfen hatten. Der Spanier ist stolz, sieht auf jede andere Nation mit einer Verachtung herab, die ohne Gränzen ist; rachgierig im höchsten Grade, entschlüpft ihm nur selten sein ausersehenes Opfer, er ereilt es und sollte er auch Jahre lang darauf warten müssen; er ist im höchsten Grade wollüstig, üppig, eifersüchtig, kurz, alles, was nur das Gemüth eines Menschen entstellen kann. Höchst abergläubig, glaubten sie, vorzüglich damals, alles, was ihnen ihre Mönche vorpredigten, ohne zu überlegen, ob es wahr oder falsch sei. Wunder sind bei ihnen an der Tagesordnung

und jede Kirche ist mit Bildern von Heiligen, die Wunder gethan haben sollen, angefüllt. Uebrigens ist der Spanier mäßig und erträgt die härtesten Strapazen mit einer Ausdauer, die Bewunderung erregt. Das Vaterland geht ihm über Alles, das hat er in dem so langwährenden Freiheitskampfe genugsam bewiesen.

Unser Weg nach Toledo ging über Aranjuez, einem Sommerwohnorte des Königs, in einer reizenden Gegend, fünf Leguas von Madrid gelegen, dann nach Ocanias und von da nach dem empörten Toledo. Als wir daselbst ankamen, hatten wir große Mühe, den Aufstand zu dämpfen; die Spanier hatten sich bewaffnet und rannten durch alle Straßen der Stadt, Mönche predigten Aufruhr, kurz, alles war in der größten Verwirrung. Man schoß verschiedene Male unter die Empörer, tödtete und verwundete mehrere, worauf sie, geschreckt, sich scheinbar ruhig zurückzogen; doch hatten sie schon vor unserer Ankunft die Häuser derjenigen, die nicht an dem Aufstande Theil genommen hatten, erbrochen und ausgeplündert und die Bewohner, die sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, ermordet. Nun wußte ich auch ohngefähr, wie es war, wenn man gegen den Feind steht;

zwar waren wir mit diesen zusammengelaufenen Haufen bald fertig geworden, doch mehrere von uns hatten Wunden. Noch einige Tage blieben wir hier und befanden nns recht wohl, ließen eine starke Besatzung da und gingen nach Madrid zurück.

Schon längst hatten die meisten Truppen mehrere Lager rings um Madrid bezogen, und nur eine geringe Gernison hatte man in der Stadt gelassen, kaum hinreichend, die nöthigen Posten zu besetzen. Auf diese Gelegenheit mochten die Spanier gewartet haben, um über die Franzosen herzufallen und sie zu vertilgen. Man wurde in den letzten Tagen leicht gewahr, daß die Volkszahl sich sehr vermehrte, denn eine große Menge Landleute strömte nach der Stadt, was jedoch bei uns keinen Argwohn erregte, und so ging es fort bis zum Morgen des zweiten Mai's, wo die Wuth der Spanier in helle Flammen ausbrach. Unter französischer Bedeckung wollten mehrere zur königlichen Familie gehörige Personen die Reise nach Frankreich antreten, welches das Volk mit Gewalt zu verhindern suchte, die Wache überwältigte, in das Innere des Palastes drang und mehrere französische Officiere niederdolchte. Dies war das Zeichen zum allgemeinen Aufruhr, bewaffnete Banden durch-

zogen jetzt die Straßen und metzelten alle Franzosen, die ihnen in den Weg kamen, nieder; die Wachtposten wurden niedergestoßen, die Häuser mehrerer Generäle überfallen und rein ausgeplündert. Die schwache Garnison vertheidigte sich tapfer, doch wurde der Haufe der Empörer immer größer, der Franzosen immer weniger, bis endlich Truppen aus den Lagern erschienen und der Sache eine andere Wendung gaben. Mit Sturmschritt stürzten zu allen Thoren Franzosen herein, die verschiedenen Sachen, die von den Balkons auf sie herabgestürzt wurden, nicht achtend, nur das Ziel vor sich, ihren bedrängten Kameraden zu Hülfe zu eilen. Alle Spanier, die ihnen in den Weg kamen, wurden niedergeschossen oder gestochen, und bald sahen die Spanier, wie ohnmächtig sie gegen die Franzosen waren; sie flohen, doch überall fielen sie neuen Schaaren der Unsrigen in die Hände. Nun war den Franzosen nichts mehr heilig, sie drangen in Kirchen und Klöster ein, mordeten die Betenden am Altare, stachen Pfaffen und Bürger nieder, raubten Kirchenkleinodien, schändeten Weiber und Jungfrauen, kurz, sie trieben alle die Menschheit entehrende Gräuel. Ein Haufe der Empörer hatte sich des Arsenals bemächtigt und das vorräthige Geschütz in Besitz genommen; eine franzö-

sische Truppenabtheilung kam aber gerade noch früh genug, sie an der Ausführung ihres Vorhabens zu verhindern. Alle Spanier, die man im Arsenal fand, mußten über die Klinge springen, nur wenige retteten sich durch die Flucht. Die wehrlosen Kranken, die sich in den Hospitälern befanden, wurden von den wüthenden Franzosen überfallen und auf unmenschliche Art zerfleischt, bis endlich andere französische Truppen diesem ungerechten Morden Einhalt thaten. Die Franzosen rückten nun mit noch stärkerer Macht in die Stadt ein, die Cavallerie durchstreifte die größern Straßen, Tod und Verderben vor sich her verbreitend, die Infanterie auf gleiche Weise die engern; alles, was vor das Bajonnett kam, wurde angespießt und man sahe Kinder von zehn bis zwölf Jahren das Schicksal der Erwachsenen theilen. Einer unserer Grenadiere erwischte eine schöne Frau von Stande mit dem Dolche in der Hand und dem Kinde auf dem Arme; nicht lange sich besinnend, schlug er die Frau mit dem Kolben auf den Kopf und das Kind spießte er ans Bajonnett. Ein Mameluke kam gesprengt, hatte beide Hände voll Uhren, die er an den Ketten festhielt; Camerade, en voulez-vous une? (Kamerad, willst du eine?) das Zugreifen war die Antwort und ich

erhielt auf diese Art eine schöne goldene Uhr. Solcher und anderer Fälle gab es unzählige. Da die Spanier endlich sahen, daß sie nichts ausrichten konnten, zogen sie sich nach und nach zurück und versprachen Unterwerfung, doch nur zum Schein, denn es blieb Alles beim Alten und die Franzosen mußten die äußerste Vorsicht anwenden. Aus den Lagern wurden immer mehr Truppen in die Stadt gezogen, alle Wachtposten verstärkt und täglich stellte man noch ein 1500 Mann starkes Piquet auf. So verging es zwar den Einwohnern, ferner zu revoltiren, aber außerhalb Madrid sammelten sich überall bewaffnete Haufen, in Valencia unter Caro, in Andalusien unter Reding und Castannos. Gegen die Empörer Valencias wurde Marschall Moncey, gegen die Andalusiens Dupont beordert, und von jetzt geht eigentlich die wahre Geschichte meiner Leiden an.

Drittes Kapitel.

Feldzug in Andalusien. — Schreckliches Schicksal französischer Gefangener. — Einnahme von und Gemetzel in Cordova. — Desgleichen in Jaen. — Wuth der Spanier gegen die Franzosen. — Schlachten bei Andujar. — Noth der französischen Armee durch das Wetter und Hunger. — Gefangennehmung des Dupontschen Heeres. — Treuloses und rachsüchtiges Betragen der Spanier gegen die Gefangenen. — Aufenthalt französischer Gefangenen zu St. Lucar. — Desgleichen zu Cadix. — Transport der Gefangenen nach Majorca. — Aufenthalt in Palma.

In den letzten Tagen des Mai's 1808 verließ das Dupontsche Corps Madrid, um sich nach Andalusien zu begeben und die Spanier zur Ruhe zu bringen; es bestand ungefähr aus 17000 waffenfähigen Männern. Ein Tagesbefehl verbot uns jede Unbill gegen die Einwohner aufs strengste und General Dupont war Mann von Wort. Das Wetter war angenehm, die Märsche kurz, die Verpflegung ziemlich gut und da

wir meistentheils bivouakirten, so kamen wir mit den Bewohnern wenig in Berührung. Wir durchzogen die Provinz Mancha, gingen ohne Schwierigkeiten durch die furchtbaren Engpässe der Sierra Morena und kamen bis Andujar, wo die Armee zum ersten Male Halt machte, um sich zu concentriren. Bald erhielten wir Nachricht, daß sich mehrere Truppencorps des Feindes vor uns befänden, um uns aufzuhalten. Den siebenten Juni griffen wir dieselben bei Alcolea an, nach einigen Stunden waren sie zerstreut und zwei Kanonen unsere Beute. Des andern Tages, als wir uns auf dem Marsche nach Cordova befanden, trafen wir mehrere unserer Kameraden an, die Tages vorher von den Spaniern gefangen worden waren; aber welch ein Anblick! Man hatte ihnen die Augen ausgestochen, die Zungen ausgeschnitten, die Finger gespalten und mehrere Stiche in den Leib beigebracht. Ein Jeder, der sie sah, schauderte und schwur bei sich, diese Unglücklichen tausendfach zu rächen. Ganz anders hatte man die Gefangenen, die wir unserer Seits gemacht hatten, behandelt; sie wurden gut verpflegt und dann nach ihrer Heimath entlassen, denn die mehrsten waren Landbewohner, die in der Nähe zu Hause waren. Endlich kamen wir

vor Cordova an, die Thore waren geschlossen und man begrüßte uns mit Kanonen= und Kleingewehrfeuer. Umsonst waren alle gütlichen Vorschläge, ja man insultirte sogar die Parlamentairs. Die Geduld unsers Befehlshabers ging zu Ende und er befahl einen allgemeinen Angriff. Eine Batterie von Zwölfpfündern wurde aufgeführt und Bresche geschossen, die Sappeurs hieben unter dem Schutze mehrerer hundert der Unsrigen die Thore ein, und nun drangen die Heerhaufen gleich brausenden Wogen in die Stadt. An Schonung war nicht mehr zu denken; es stellten sich uns zwar zweitausend Mann reguläre Truppen, unter denen viele Deutsche waren, entgegen, aber nur schwach war ihr Widerstand gegen Frankreichs Streiter, die ihre Wuth, nicht Tod und Wunden scheuend, vorwärts trieb. In der Stadt zerstreuten sich die französischen Truppen, in einzelnen Abtheilungen durchrannten sie die Straßen und stießen Einwohner und Soldaten nieder; überall hörte man das Brüllen der Mordenden und das Geächze der Gefallenen, jedes Haus wurde erbrochen, und wen man vorfand, ums Leben gebracht; die Kirchen wurden beraubt und auf jede Art entweiht. Man trieb Frevel mit der Menschheit, quälte die Schlachtopfer auf die mannigfaltigste und

ausgesuchteste Art, schonte des Greises so wenig wie des Kindes, kurz, alles Gefühl für Menschlichkeit war gewichen.

Ein gleiches Schicksal betraf die Stadt Jaen, die sich auf dieselbe Weise wie Cordova widersetzt hatte. Unsere Soldaten waren mit Gold und Silber beladen, die reichen Schätze Cordova's und seiner Kirchen befanden sich in unsern Tornistern und manches Crucifix lugte zwischen den Deckeln derselben heraus, weil es der jetzige Besitzer nicht schnell genug hatte besser verbergen können.

Die Wuth der Spanier wurde dadurch nur noch mehr entflammt und sie suchten nur Gelegenheit, das Vergeltungsrecht zu üben. Kein zu den Franzosen Gehöriger durfte sich aus dem Gesichtskreis seiner Kameraden entfernen, wenn er sich nicht der Gefahr, den schmählichsten Tod zu leiden, aussetzen wollte. Wurden auch die Spanier, wie es oft geschah, auf der That ertappt und, als warnendes Beispiel für Andere, zu den entsetzlichsten Martern verurtheilt, so begingen sie doch bei der ersten Gelegenheit dieselben Gräuel wieder. Ihr Losungswort war „vencer o morir por nuestra patria“ (für unser Vaterland siegen oder sterben). So lange die Jahreszeit gut war,

mochte es wohl angehen, doch hatten wir bis jetzt schon viele Menschen im offnen Kampfe, durch Meuchelmord und durch Krankheiten verloren, denn das Klima in Spanien, wo man, bei den heißesten Sommertagen, des Nachts so starke Thaue hat, daß man vor Kälte umkommen möchte, wirkte sehr nachtheilig auf uns, die wir an die Strapazen des Kriegs noch nicht genug gewöhnt waren, da überhaupt auch der abgehärtetste Mensch das spanische Klima nicht gut vertragen kann. Ganz Andalusien griff nun zu den Waffen; Mönche predigten Aufruhr auf den Kanzeln, jeder gemordete Franzose war ein Verdienst für den Thäter und erhob ihn eine Stufe höher auf der Himmelsleiter; kurz, wir befanden uns in der bedenklichsten Lage. Wir verließen Cordova und zogen uns wieder bis Andujar zurück, weil General Castannos mit einem doppelt so starken Haufen, als wir, gegen uns anrückte; eine andere nicht unbeträchtliche Armee suchte uns den Rückmarsch abzuschneiden, die aber mit leichter Mühe zerstreut wurde. Den 14. Julius griff uns Reding mit 18000 Mann Linientruppen und vielem schweren Geschütz an, das Gefecht war von beiden Seiten gleich hartnäckig, viele Kameraden sah ich an meiner Seite zusammenstürzen; bald waren

unsere Patronen verschossen, wir erhielten zum zweiten Male die Taschen gefüllt, und dann ging es wieder mit den allbeliebten Worten: vive l'empereur vorwärts. Endlich that die Nacht dem Blutvergießen Einhalt und die Spanier zogen sich in bester Ordnung in ihre Stellung zurück. Am andern Morgen ging die Arbeit von Neuem los, mit gleicher Tapferkeit stritt man sich um jeden Fußbreit Landes bis zum Abend, auch an diesem Tage machte die Nacht dem Blutbade ein Ende. Aber den dritten Tag, den 15. Juli, boten die Spanier ihre ganze Macht auf, um den Sieg zu entscheiden; ihre Angriffe scheiterten jedoch an der Tapferkeit der Franzosen. Die Spanier hatten viel verloren, aber auch wir vermißten manchen unserer Kameraden, der den Todtenschlaf auf Spaniens Boden schlief. Viele waren verwundet und diese Unglücklichen waren gewiß sehr übel dran; ohne Pflege und kaum leicht verbunden, hatten sie selten ein Plätzchen, wo sie sich vor den senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen schützen konnten. Mancher schmachtete dahin, der bei ordentlicher Pflege dem Vaterlande und den Seinigen noch lange hätte erhalten werden können. Doch Elend und Noth sind ja immer die treuesten Gefährten des Kriegs, man wird

daran gewöhnt, nur dann und wann sieht man mitleidig auf seine Kameraden, nicht ahnend, daß vielleicht die nächste Viertelstunde uns dasselbe Loos bringt.

Die Spanier, da sie sahen, daß ihre Mühe und Anstrengung vergeblich war, ließen von ihren fernern Angriffen ab und hielten sich ganz ruhig; aber jetzt kam die Zeit, wo wir mit noch weit gefährlichern Feinden als den Spaniern zu thun hatten. So lange wir die Früchte auf den Feldern benutzen konnten, war unser Loos noch immer erträglich; als aber in der Umgegend Alles aufgezehrt und verwüstet war, stellte sich der gefährlichste aller Feinde, der Hunger, ein; manchen Tag erhielten wir keinen Bissen Brot, nur auf ein wenig Fleisch und schlechte Bouillon waren wir beschränkt, und endlich mangelte auch dieses öfters. Man nahm zu allerhand Surrogaten seine Zuflucht, aß wilde Kräuter, kurz, was nur über den Gaumen zu bringen war. Dadurch wurden Krankheiten aller Art erzeugt, an Medizin fehlte es vorzüglich, da unsere Feldapotheken den Feinden in der Sierra Morena in die Hände gefallen waren, und so verringerte sich die Armee stündlich. Bei alledem verloren wir den Muth doch nicht; denn in Gesellschaft Anderer leidet man leichter, als allein.

Unsere Brigade unter General Wedel wurde nun nach La Carolina beordert; unterdessen schlug sich General Dupont mit dem spanischen General Reding, wagte mehrere mörderische Angriffe, konnte aber die Spanier nicht zum Weichen bringen und sahe sich genöthigt zu capituliren. Von diesem Allen wußte unser General nichts, wir stürzten uns von den Gebirgen auf die spanischen Truppen und nahmen ein ganzes spanisches Regiment mit zwei Kanonen gefangen, waren aber zu schwach, um den Kampf ohne weitere Unterstützung fortzusetzen und zogen uns wieder in die Gebirge zurück, wo wir auf ein zweites spanisches Heer stießen, das uns zwang, uns zu ergeben. Wir waren noch 14000 Mann stark, 3000 waren todt und verwundet.

Die Capitulation (21. Juli), wenn sie gehalten worden wäre, war gar nicht übel; wir sollten die Waffen ablegen und dann nach Frankreich abgeführt werden. Wie man aber Wort hielt, wird die Folge lehren. Als wir die Gewehre abgelegt hatten, drangen die Spanier in die Reihen und mordeten die wehrlosen Opfer ihrer Wuth. Zwar boten die spanischen Generale, was in ihren Kräften stand, auf, um dem Morden zu steuern und erließen Befehle über

Befehle, die aber nicht beachtet wurden. Die armen Kranken und Verwundeten hatten das schrecklichste Loos, man quälte sie mit Messerstichen, bis sie ihren Geist aufgaben, andere verbrannte man lebendig, kurz, alle Gräuel von Cordova wurden nun an uns verübt. Uns allen stand das traurigste Loos bevor, wir erhielten unsers Bitten und Flehens ungeachtet in den ersten Tagen wenig oder gar keine Speise; viele, die sich nicht mehr auf den Füßen halten konnten, stürzten zusammen, kaltblütig rannten die Spanier den Unglücklichen das Bajonett in die Brust oder schlugen sie mit dem Flintenkolben vor den Kopf. Man brachte uns nach Cordova zurück, wo wir noch vor kurzer Zeit, und auf welche Art, als Sieger gewesen waren. Ein gräßlicheres Schauspiel mag wohl selten Einer erlebt haben, als sich hier zutrug: die Eskorte, einestheils zu ohnmächtig der Wuth des Volkes Einhalt zu thun, andrerseits uns absichtlich der Rache des Volks überlassend, was dem Spanier eigenthümlich ist, ließ es daher geschehen, daß die Gefangenen aus den Reihen gerissen und in Stücke zerfleischt wurden. Alt und Jung nahm daran Theil, Vornehme und Geringe weideten sich an den gräßlichen Gebehrden und Verzuckungen der Sterbenden; es waren keine

Menschen, es waren Cannibalen. In blinder Wuth, sahe ich, rissen sie einen ihrer eignen Soldaten aus der Reihe der Eskortirenden, weil er aus Mangel an Kleidern sich deren eines französischen Soldaten bedient hatte; die Menge fiel über ihn her, schlug ihn nieder und zerriß ihn in Stücken, ungeachtet seine Kameraden sich alle Mühe gaben, ihn zu befreien. In größter Eile wurden wir in mehrere feste Häuser gebracht, doch diese wurden umlagert, und nur die äußerste Wachsamkeit unserer Bedeckung und die starken Mauern konnten uns vor den Wüthenden sichern. Auf verschiedenen Wegen gingen nun die Colonnen ihren Bestimmungsorten zu, überall trafen wir bewaffnete Haufen, allenthalben übte man sich in den Waffen und allgemein erscholl das gräßliche matomos los Franceses („schlagt die Franzosen todt"). Wir sollten zu Barameda de San Lucar eingeschifft und unserm Vaterlande zugeführt werden, dieses war uns versprochen und wie freuten wir uns alle, bald aus dem Lande des Todes zu entkommen. Doch ehe uns dieses Glück zu Theil wurde, hatten wir noch unsägliches Ungemach auszustehen; zwar ließ, je mehr wir uns von Cordova entfernten, nach und nach die große Lebensgefahr nach, aber unsere Eskorte war um desto

härter; kein Tritt aus den Reihen war uns vergönnt, um ein oder das andere Bedürfniß zu befriedigen; des Nachts in alte Gebäude voller Ungeziefer eingekerkert, bei wenigem Brot und Wasser, ließen wir jederzeit Leichen zurück, diejenigen nicht gerechnet, welche täglich von diesen Unmenschen auf dem Marsche geschlachtet wurden; denn Mattigkeit zum Weitergehen war schon hinreichend, dem Unglücklichen das Bajonett in die Brust zu stoßen. Nicht zu zählen sind die Menschen, welche auf diesem Marsche ihr Leben verloren haben, es war darauf abgesehen uns zu vertilgen. Endlich nahten wir unserm Ziele und frohlockten schon innig, nun bald aus den Klauen dieser Tieger befreit zu werden; aber die Spanier hielten nicht Wort, wir wurden zu San Lucar auf Blockschiffe und in stinkende Casematten geworfen. Man denke sich die Verzweiflung, die uns alle ergriff; viele, die sich mit Mühe bis hierher geschleppt hatten, starben kraftlos dahin; wohl ihnen, denn sie erlebten nicht die unglücklichen Tage, die unserer warteten! Mich führte das Loos in die Casematten, faule stinkige Löcher, von deren Wänden die Feuchtigkeit herabtröpfelte, ohne Licht und Luft. Bei ungesundem, schlechtem Brote, ungefähr sechs bis acht Loth Pferdebohnen und etwas ranzigem Oel

wurden wir eingekerkert. Abgemagert und ausgehungert, wie wir waren, konnten wir uns bei dieser Kost nicht erholen, sondern alle Tage hatten wir mehr Kranke, die zwar nach dem Hospital gebracht wurden, aber nicht eher, als bis ihnen der Tod schon auf der Zunge saß, und dann war dasselbe auch nicht viel besser, als das Quartier, das wir inne hatten. Noch immer hofften wir über kurz oder lang befreiet zu werden; aber durch die Bewohner der Stadt, die uns häufig besuchten und wie Wunderthiere betrachteten, erfuhren wir endlich, daß wir wohl schwerlich den vaterländischen Boden sobald wieder betreten würden, weil die Franzosen mit starker Macht abermals in Spanien eingedrungen und schon auf dem Wege nach Madrid seien; doch würden sich die tapfern Spanier unter Castannos, Palafox und Andern ihnen schon entgegenstellen und den Weg nach Frankreich zeigen. Aber die Franzosen hatten abermals den Weg nach Madrid, trotz der Spanier, gefunden und drangen auf allen Punkten nach dem Innern und nach den Küsten des Reichs vor; zwar wurden wir von allem Diesen nichts gewahr, doch bemerkten wir an den Zurüstungen, die sehr eifrig betrieben wurden, und wo wir, trotz unserer Entkräftung, thätige Hülfe lei-

sten mußten, wobei es manchen Schlag setzte, daß die Spanier nicht allzugroße Fortschritte nach den Gränzen Frankreichs gemacht haben mußten. Bald darauf aber wurden wir es noch besser inne, denn weil man uns hier nicht mehr sicher glaubte, brachte man uns nach Cadix. Nur diejenigen, die den Marsch ertragen konnten, machten die Reise zu Lande, die übrigen wurden auf spanischen Fahrzeugen an den Ort ihrer Bestimmung gebracht. Ueberall, wo wir durchpassirten, wurde junge Mannschaft in den Waffen geübt, allenthalben wurden Vorbereitungen zum Empfang unserer Landsleute gemacht.

Wir kamen in Cadix an, wo uns ein härteres Loos als in St. Lucar erwartete. Die hier im Hafen und auf der Rhede liegenden Blockschiffe wurden unser nunmehriger Aufenthalt; unsere Wächter waren von den Galeeren Begnadigte, es schien, als wenn man dieselben dazu ausgesucht hätte, denn schlechtere Menschen sind mir in meinem Leben nicht wieder vorgekommen. Bei unserer Ankunft an den Blockschiffen wurden wir wie Vieh, das man in einen Stall treibt, gezählt. Die Lagerstätten waren je zu sechs Mann eingerichtet, so daß, wenn man auf dem Rücken lag, man sich weder rechts noch links bewegen konnte.

Unsere Lage war schrecklich, die Ausdünstung hatte wenig oder gar keinen Abzug, weshalb ein immerwährender pestilenzialischer Gestank das Schiff erfüllte. Das Ungeziefer, mit dem wir übersäet waren, mehrte sich wegen der großen Unreinlichkeit immer mehr, und ich hätte mich damals glücklich gepriesen, wenn ich gestorben wäre. Die geringste Vergehung gegen unsere Wächter zog die härteste Strafe nach sich; kein Sklave, kein Vieh wird von seinem hartherzigen Herrn schlimmer behandelt, als wir behandelt wurden. Viele meiner Leidensgefährten stürzten sich über Bord ins Meer und machten so ihrem Elend ein Ende; Andere erdrosselten sich; Andere verschmachteten unter den Händen der Aerzte, dieser Cannibalen, denn wohl manchem Franzosen ist während dieses Krieges Gift statt lindernder Arzenei gereicht worden. Immer nach Freiheit lechzend, machte man in diesem höchst bedauernswürdigen Zustande doch noch Complotte, aber immer wurden sie entdeckt und mit dem Tode bestraft. Die Opfer wurden an das Vordertheil des Schiffs geführt, wo sie dem Tode ganz kaltblütig ins Auge sahen und ohne irgend um Gnade zu flehen starben. Ein einziges Mal gelang es dreizehn Mann und einigen Officieren in einem Boot, trotz der

Wachsamkeit unserer Wächter, zu entwischen; ob sie glücklich davon gekommen, kann ich nicht sagen, doch nie hat man wieder etwas von ihnen gehört. Man bot uns nun Dienste im spanischen Heere an, in der sichern Hoffnung, daß wir sie annehmen würden; mit süßen Worten lobte man die herrlichen Seiten desselben und glaubte uns so zu fangen, aber Jeder wies die Werber mit Verachtung zurück, Keiner wollte einer Nation dienen, die uns bis jetzt so gequält und die Mehrzahl unserer Kameraden auf eine so schändliche Art gemordet hatte. Bereits drangen die Franzosen in Andalusien ein, und machten Miene nach der Küste, also auch gegen Cadix vorzurücken, deswegen wurden wir von den Blockschiffen auf kleine spanische Fahrzeuge gebracht, um uns an einen noch sichrern Ort zu bringen. Wir liefen aus, wußten aber nicht, wohin es ging, denn keiner von uns durfte sich auf dem Verdecke blicken lassen, wenn er nicht gleich niedergeschlagen sein wollte; wir mußten stets unter demselben bleiben und nur täglich war es Einigen vergönnt, die Gefäße auf dem Verdecke unter starker Wache zu leeren. Nach einer achttägigen Fahrt, auf welcher die Matrosen die heilige Mutter Gottes anriefen, die aber wenig von ihnen wissen

mochte, denn ihr Flehen um besseres Wetter blieb unerhört, kamen wir unter heftigem Sturme in einem Hafen an, denn wir bemerkten, daß man den Anker fallen ließ und die Segel aufband. Als die Schiffsmannschaft mit den bei solcher Gelegenheit gewöhnlichen Arbeiten zu Stande war, wurde je zwölfen und zwölfen vergönnt auf das Verdeck zu gehen und sich an Gottes freier Luft zu laben; wie wohl dieses that, ist kaum zu beschreiben, nur war leider die uns gegebene Frist zu kurz, um diese Wonne zu genießen, denn Allen sollte sie ja zu Theil werden, also mußten wir nach ungefähr drei Viertelstunden wieder in unsere Kloake. Man öffnete nun die Luken und traf auch andere Vorkehrungen, das Schiff so viel als möglich von der pestilenzialischen Luft zu reinigen. Etwas hatte dieses gefruchtet und wir fühlten uns einigermaßen wohler. Doch war es von kurzer Dauer, denn am Abend, wo Alles wieder verrammelt wurde, war es eben so wie vorher. Zwei Tage blieben wir noch am Bord, dann wurden wir ausgeschifft und ans Land gebracht. Wir betraten jetzt Majorka's Boden, eine der Balearen, und zogen in die Hauptstadt Palma erwartungsvoll ein, was uns hier wieder begegnen würde. Wir fürchteten eigentlich nichts,

denn schlimmer, als es uns gegangen war und noch erging, konnte es nicht werden. Man brachte uns in eine alte Caserne, wo zwischen leeren Mauern unsere Seufzer verhallten, ohne daß sie ein mitleidiges Ohr erreichten. Unsere Kleider waren so zerlumpt, daß Mancher nur noch die Stücke davon auf dem Leibe trug, dabei wimmelten sie so von Ungeziefer, daß fast kein Fingerbreit frei davon war. Zwar waren wir bemüht, dasselbe auf jede erdenkliche Art zu vertilgen, aber dieses fruchtete nichts, denn Spaniens Luft und Klima muß diesen ekelhaften Insecten sehr günstig sein.

Viertes Kapitel.

Fernerer Aufenthalt zu Palma. — Ueberfahrt nach Cabrera. — Aufenthalt und Leben der Gefangenen daselbst. — Schreckliche Hungersnoth. — Folgen derselben. — Häusliche und bürgerliche Einrichtung der Gefangenen. — Werbungen der Spanier und Engländer unter den Gefangenen.

Nochmals machten die Spanier Versuche, uns zu bereden, in ihre Dienste zu treten, aber bei all' unserm Elend wiesen wir die ehrlosen Anträge ihrer Emissaire zurück und so ließ man uns in Ruhe. Doch um uns unser karges Brot nicht ganz umsonst essen zu lassen, wurden die Gesunden zu öffentlichen Arbeiten angehalten; wir mußten auf den Schiffswerften arbeiten, bei dem Bau neuer Batterien mit Hand anlegen und dieses bekam uns Allen recht gut, denn die gesunde Luft und Bewegung waren uns, obgleich wir tüchtig hungern mußten, dennoch sehr zuträglich. Dadurch

machte ich auch Bekanntschaft mit vielen Deutschen, die sich bei einem hier garnisonirenden Schweizerregiment befanden, und unter denen viele waren, die Mitleid, vorzüglich mit mir hatten. Sehr oft hatten sie uns bei unsern Arbeiten zu bewachen; wenn die Mittagszeit kam, so theilten sie immer ihre spärlichen Rango (Portionen) mit uns, vorzüglich fütterten sie mich sehr, welches oft den Neid meiner Kameraden erregte, was ihnen unter solchen Umständen gar nicht zu verargen war. Ich befand mich daher gut und fing an wieder Kräfte zu sammeln; aber leider währte diese gute Periode nicht lange, die spanische Junta hatte sämmtlichen französischen Gefangenen einen andern Aufenthalt angewiesen. Südlich von Majorka liegt die Insel Cabrera; sie hat ihren Namen daher, weil man zur Zeit, wo der Sonne sengende Strahlen noch nicht die wenigen Gräser und andere Kräuter vernichtet haben, Heerden von Ziegen und Schafen nach derselben übersetzt, um da zu weiden; sobald die Sonne aber ihre ganze Macht ausübt, und sonach das Vieh keine Weide mehr findet, oder auch des Winters, wo heftige Orkane mit Schnee und Regen vermischt auf ihren felsigen Gefilden wüthen, verläßt man die Insel. Zu jener Zeit war selbe ganz unbe-

wohnt, weil ihr Boden nicht fruchtbar genug ist, den an Unthätigkeit gewöhnten Spanier zu ernähren. Diese Insel wurde uns zum Aufenthaltsorte angewiesen, hier sollten wir leben und sterben. Die Zahl, welche sie zuerst betrat und unter denen auch ich mich befand, mochte sich wohl auf einige Tausend belaufen; die übrigen von der Dupont'schen Armee waren theils gestorben, theils lagen sie noch hie und da in Spitälern, oder waren sonst zerstreut. Man warf uns ans Land, als wenn man eine Heerde Ziegen oder Schafe auf dasselbe triebe, gab uns eine spanische Wache bei, Jedem auf etliche Tage Brot und Gemüse, und überließ uns unserm Schicksal. In einer Art that uns dieses zwar sehr wohl, weil wir nun ganz ungehindert herumgehen konnten, doch die Jahreszeit, in welcher wir dahin kamen, machte uns bald fühlbar, daß wir ohne Obdach waren. Alles war kahl und öde, nur hie und da sproßte ein Gräschen unter dem Schutze eines Felsens zwischen den Steinen hervor. Niedere Sträuche, aber nur in geringer Zahl, deckten hie und da den Boden, in welchem mitunter wohl gar ein Vögelchen nistete, das sich aber scheu zurückzog, wenn es uns bemerkte. Ueber uns den Himmel, ringsum das Meer, befanden wir uns gleichsam leben-

dig begraben. Eine Baracke, mit Palissaden umgeben, war die Wohnung der Besatzung, die sich gar nicht um uns bekümmerte; denn an Entfliehen war nicht zu denken. Einige englische Schiffe lagen in der Nähe der Insel und waren den Augenblick bereit herbei zu eilen und uns zu vernichten, wenn wir den geringsten Aufstand erregen würden. Die erste Nacht behalfen wir uns, so gut wir konnten, doch schon des andern Tags traten Mehrere oder Wenigere zusammen, um Anstalt zur Bereitung eines Obdachs zu treffen. Vorerst schritten die Mehrsten dazu, Sträucher abzubrechen und trocknes Gras, dessen es in Menge gab, zu sammeln; die dickern Enden der Sträucher wurden zu Stützen der Baracken und zum Graben des Grundes verwendet, wobei die Hände und zwar die Nägel der Finger jederzeit das Beste thun mußten, und nicht selten floß das Blut darnach; aber darauf wurde nicht geachtet, denn wir arbeiteten ja für unser Wohl. Nicht weit vom Meere, nahe bei einer Quelle, der einzigen auf der ganzen Insel, deren Wasser übrigens einen salzigen Geschmack hatte, wurde die neue Colonie angelegt. Es wurde vorgeschlagen, auf die unnöthige Verunreinigung dieses Wassers eine gewisse Strafe zu setzen und streng darauf zu halten.

Der größte Theil gab laut seinen Beifall, die Uebrigen willigten stillschweigend ein. An Trinkgeschirren fehlte es uns nicht, auch hatten Viele ihre Tschako's noch, die man benutzte, um darin Wasser zum Bauen herbeizuschaffen. Bald war Alles in Thätigkeit; Einige bauten unaufhörlich, Andere suchten am Meeresstrande im Sande Steine, die als Werkzeuge dienen sollten. Die Baracken wurden in gehörigen Entfernungen von einander gebaut, so daß jeder Haushaltung noch ein Stück Land verblieb, was später, als man besser eingerichtet war, recht gut benutzt wurde. Doch nicht Alle waren so auf die Zukunft bedacht, Viele irrten wild umher, sich um nichts kümmernd, als nur immer ihren Magen mit den rohesten und unverdaulichsten Dingen voll zu füllen; diese alle wurden früher oder später eine Beute des Todes. So verstrich der Sommer, der Herbst fand unsere Arbeit schon weit vorgerückt und wir befanden uns sehr wohl, wenn wir des Abends in unsere Baracken krochen und auf dem schönen dürren Grase Ruhe und Schlaf genossen. Aber plötzlich wurde unser Glück durch ein schauderhaftes Ereigniß unterbrochen. Wir erhielten unsere Lebensmittel immer auf vier Tage, gewöhnlich aber zehrten schlechte Wirthe dieselben in wenigen Stunden auf,

füllten dann ihre Bäuche, so gut sie konnten, litten auch wohl etliche Tage den bittersten Hunger. Ein Sturm, der eine ganze Woche anhielt, erlaubte keinem Fahrzeuge den schützenden Hafen zu verlassen, und deshalb blieb auch das unsrige mit den Lebensmitteln aus. Täglich war der Strand mit Menschen belagert, die mit sehnsuchtsvollen Blicken nach dem entfernten Majorka hinsahen, das Boot zu erspähen, das ihnen Rettung bringen sollte. Jede schäumende Welle wurde von dem matten Auge der fast Verhungerten für das sehnlich erwartete Boot angesehen, jedes weiße Wölkchen am Horizont hielt man für ein Segel, aber immer leere Hoffnungen, neue Täuschungen! Man rannte nach den Baracken, nach den Felsen, nach dem Strande, um irgendwo etwas aufzusuchen, was man dem laut nach Nahrung schreienden Magen anbieten konnte, aber nirgends war etwas zu finden; man verschlang Gras, Erde, um den Magen zu füllen, aber — es wurde nicht besser, Viele starben, man begrub sie auf der Stelle in die See, denn man mußte befürchten, daß sie von den Lebenden aufgefressen wurden. Ein Kürassier wurde wirklich von einem Polen geschlachtet, und als er eben das Gekröse aufzehren wollte, ertappten ihn die Spanier, machten ihm den

Proceß, wie billig, und erschossen ihn; bei der Verurtheilung gestand er, daß er vorher schon zwei Kameraden aufgefressen habe. Endlich legte sich das Wetter und die so flehend von Gott erbetene Hülfe erschien endlich, Alles strömte nach dem Landungsplatze, sogleich wurde ausgetheilt und die Mehrsten verschlangen auf der Stelle das Empfangene, denn essen konnte man dieses nicht nennen. Einige gaben hierüber ihren Geist auf; doch was kümmerte dieses die Spanier, sie hatten ja nun wieder Wenigere zu ernähren. Da ähnliche unglückliche Zufälle zu befürchten waren und dadurch die Garnison selbst in Verlegenheit hätte kommen können, so wurde ein Magazin angelegt, welches immer auf eine Woche Lebensmittel enthielt. Der Winter verstrich und mit ihm die traurigen Tage, aber die Erinnerung daran wird uns ewig bleiben. Wäre der Winter auf Cabrera nicht milder als bei uns, so wären wir Alle ein Raub des Todes geworden; aber doch noch empfindlich genug wirkten die wenigen Grade Kälte auf uns fast nackte Menschen. Wir hatten zwar im Herbste trocknes Gras in Menge gesammelt, mitunter auch etwas Treibholz am Strande gefunden, das Alles war aber nicht hinreichend, ein gehöriges Feuer zu unterhalten. Die Pferdebohnen,

die wir erhielten, wurden aus Mangel an Kochgeschirr in der glühenden Asche gebraten, wobei auch unsere Körper mit brieten, welche an manchen Theilen von denen eines Negers nicht zu unterscheiden waren. Das Frühjahr brachte neues Leben und neue Thätigkeit in uns, auch erhielt die Colonie Zuwachs durch neue Gefangene, die durch englische Schiffe uns zugeführt wurden. Einige unter denselben hatten nicht Alles eingebüßt, sondern besaßen noch Kleidungsstücke, sogar Geld. Aus vielen Haushaltungen war mancher den Weg alles Fleisches gegangen; wollte nun ein Neuangekommener einen erledigten Platz einnehmen, so war er genöthigt, ein Kleidungsstück oder sonst etwas von Werth zu erlegen, welches dem Dürftigsten der Familie zugetheilt wurde.

Als die Spanier bemerkten, daß etwas Geld unter uns war, so fingen mehrere Soldaten der Besatzung Krämchen mit Brot, Käse, Tabak u. s. w. an. Auf diese Art kam in die Colonien schon einiges Leben. Viele von uns kamen jetzt auf den Gedanken, sich Sämereien zu verschaffen, auch legten wir immer etwas von unsern Pferdebohnen zurück, um sie auf unserm Stück Land, welches wir nun zu bearbeiten anfingen, zu pflanzen. Ein ordentlicher Streit be=

gann nun um das um unsere Baracken liegende Land, und wir mußten Schiedsrichter wählen, solchen Streit zu schlichten, wodurch zugleich der Grund zu unserer künftigen Polizei und Gerichtspflege gelegt wurde. Unsere Bemühungen beim Feldbau krönte bald die Frucht unseres Fleißes, denn unsere Bohnen gediehen recht gut. Nach diesem gelungenen Versuche wurde auch Tabak gepflanzt und überhaupt suchten wir uns so viel Annehmlichkeiten als möglich zu verschaffen, wozu ein neuangekommenes Mitglied meiner Baracke nicht wenig beitrug. Dieser war ein Deutscher, aus dem Braunschweigschen gebürtig, Namens H...s, der in Westphälischen Diensten gestanden, in Spanien hübsche Beute gemacht hatte und so glücklich gewesen war, einen Theil zu erhalten. Er war in der Gegend von Barcelona gefangen worden, und erzählte viel von den Waffenthaten der Franzosen und dem glücklichen Erfolg derselben. Ein Goldstück von acht Thalern, was er als Eintrittsgeld zahlte, wurde bestens angewendet. Erstens verschafften wir uns allerlei nöthiges Geräthe, kauften einige Decken, etwas verwendeten wir auf Sämereien, und das übrige wurde zu einem Schmaus, das heißt für Brot, angewendet, um uns einmal an dieser herrlichen Speise

satt zu essen. Gegen die Gefahr des Verhungerns hatten wir uns seit der traurigen Periode des Ausbleibens des Proviantboots ziehmlich sicher gestellt; wir aßen seitdem nicht mehr wie früher, jeder für sich, sondern haushaltungsmäßig, wodurch es möglich war, immer auf vier Tage Lebensmittel in Vorrath zu haben. Später lieferte uns unser kleines Grundstück mehr, als wir uns eingebildet hatten, so daß wir Andern mit Manchem aushelfen oder unsern Ueberfluß gegen andere uns nöthige Dinge vertauschen konnten. Jeder ließ die Geschicklichkeit seiner Hände sehen, der Eine verfertigte dieses, ein Anderer jenes. Mehrere in Palma wohnende Spanier, aufmerksam darauf gemacht, kamen und kauften und unterstützten dadurch unsern Gewerbfleiß; kurz, unsere Gefangenen-Colonie gedieh von Tag zu Tag mehr. Ueberall war reges Leben und Thätigkeit, man konnte jetzt schon Reiche von Armen unterscheiden und nur bei Wenigen war der Mangel zu Hause, diese wollten sich aber auch zu nichts bequemen. Selbst die Spanier freuten sich über den Wohlstand, der durch unsern Fleiß entstanden war.

Die Anträge der englischen und spanischen Werber, Kriegsdienste zu nehmen, wurden immer noch fast

jede Woche wiederholt, mit der Bemerkung, daß wir sobald wohl noch nicht von der Insel befreit werden würden, weil der Krieg von beiden Seiten noch hartnäckig fortgeführt werde; Viele ließen sich bereden, selbst die Mehrsten aus unserer Familie nahmen Dienste, aber ich und mein guter H...s konnten uns nicht entschließen. Unsere Baracke wurde nach und nach so leer, daß wir zuletzt ganz allein darin blieben. Wir trieben unser Geschäft nach wie vor und befanden uns leidlich. Wir hatten uns vorgenommen, keine neuen Mitglieder aufzunehmen, sondern wollten so friedlich und ruhig als möglich für uns hinleben. Oefters war dann unser Gespräch die Heimath, zumal wenn wir bei schönen Abenden außerhalb unserer Baracke auf einer von uns aus Erdstöcken und Rasen erbaueten Bank saßen. Wehmüthig sprachen wir von unsern in der Ferne lebenden Lieben, die gewiß um uns trauerten; denn auch mein Freund war aus den Armen seiner Verwandten gerissen worden, um für Napoleon zu streiten.

Zwei ganze Jahre brachten wir so hin, sahen Viele gehen und kommen, aber auch Viele dahin welken; denn nicht alle lebten so ordentlich, so gesellig und also auch so glücklich wie wir. Manche zu faul, um

eine ordentliche Wirthschaft zu gründen und zu erhalten, irrten unstätt und flüchtig halb, wohl beinahe ganz nackt auf der Insel umher, ertrugen abwechselnd die schrecklichste Hitze und schneidende Kälte, und wurden endlich Opfer des Todes.

Um das Eigenthum eines Jeden zu schützen, war, wie schon erwähnt, gleich anfangs dafür gesorgt worden, daß man die vernünftigsten und ältesten unserer Kameraden als Schiedsrichter bei Diebereien oder Zwistigkeiten gewählt hatte. In der Folge wurden diese noch mehr in ihren Aemtern bestätigt und Jedermann auf der Insel mußte sie anerkennen, nur bei gröbern Verbrechen lieferten wir die Thäter an die spanischen Behörden aus. So war in unserm kleinen Staate für Vieles gesorgt, unter andern auch für Wächter, die Tag und Nacht auf Alles Acht haben mußten; jedem Eigenthumbesitzer lag es ob, wenn die Reihe ihn traf, Wache zu halten und derselbe war für allen Schaden verantwortlich. Wir errichteten auch einen Marktplatz, wohin jeder sein übriges Gemüse oder Geräthschaften brachte, um es entweder zu verkaufen oder umzutauschen. Bald fand man auch Weinschenken, hie und da gackerte ein Huhn und sogar entbehrliches Vieh, als Hunde u. s. w.

war zu finden. Die Spanier sorgten auch für geistige Speise und sandten uns einen Pfaffen, an dem aber nichts geistlich war als das Kleid; er that nichts als schimpfen, schmähen und uns verfluchen. Er sagte geradezu, daß wir nie das Himmelreich erlangen würden, weil wir keine Spanier wären, denn diese allein wären gute Christen; kurz der Mann war so unwissend und dumm, daß wir trotz unserer Lage doch noch Mitleid mit ihm hatten. Als Beispiel seines Trostes führe ich an, daß, als er einstmals bei Gelegenheit gefragt wurde, wann uns Gott von dieser Insel erlösen würde, er seinen Stab in die Erde stieß und sagte, wann dieser Stab grünt und Blätter treibt, wird eure Befreiung nahe sein; und als wir um Kleidungsstücke, unsere Blöße zu bedecken, baten, antwortete er: die Lilien auf dem Felde säen nicht, ernten nicht und doch erhält sie unser himmlischer Vater — dann wandte er uns den Rücken zu und ging. Doch hielt er regelmäßig alle Sonntage Messe, der wir fleißig beiwohnten.

Fünftes Kapitel.

Mein Ueberdruß des Insellebens und meine Capitulation mit den Engländern. — Abschied von Cabrera und Abreise nach Spanien. — Ankunft in Tarragona. — Anblick von Corsica und Sicilien.

Drei Jahre waren verflossen und noch immer hatten wir keine Hoffnung zu unserer Erlösung; meine alten Kameraden, die mit mir die Insel betraten, waren fast alle nicht mehr auf dem Platze, viele waren im Elende gestorben, andere hatten, des unseligen Lebens überdrüßig, bei den Spaniern oder Engländern Dienste genommmen. Endlich wurden auch wir des Insellebens überdrüßig nnd beschlossen, uns bei der nächsten Gelegenheit anwerbeu zu lassen. Doch den Spaniern zu dienen, hatten wir nicht Lust, wir erwarteten also die Engläuder, die auch bald darauf erschienen. Gegen vier Gnineen Handgeld beschworen wir eine

Capitulation von sieben Jahren, oder Entlassung sechs Monate nach geschlossenem Frieden. Unsere Baracke und Feld verkauften wir für mehrere spanische Piaster an den Meistbietenden, welches Geld wir verschmaußten und ein Valet mit unsern zurückbleibenden Kameraden tranken. Dann sagten wir auch allen Plätzchen, wo wir öfters gesessen und gestanden, Lebewohl und verließen mit inniger Wehmuth den Ort, wo wir so viele Leiden erduldet, doch aber auch manche Freuden genossen hatten. Das Boot kam, welches uns nach einer englischen Fregatte bringen sollte. Doch bevor wir dasselbe betraten, reichte man uns neue Kleidung, die in einem Hemde, Schuhen, einem wollnen Jäckchen und Feldmütze bestand. Wir sprangen jetzt ins Meer, scheuerten uns mit dem am Ufer liegenden Sand, sprangen dann fröhlich heraus und kleideten uns an. Etwas Angenehmeres habe ich in meinem Leben nicht empfunden, als bei diesem Kleiderwechsel; ein Jucken verbreitete sich über den ganzen Körper, welches unter einigen Tagen nicht nachließ. Jeder empfing noch drei spanische Piaster Vorschuß, damit stiegen wir ins Boot und sagten der Insel und unsern Kameraden nochmals ein ewiges Lebewohl. Sanft glitten wir auf den sich nur sanft bewegen-

den Wellen nach der Fregatte, an welcher wir in Zeit von einer Viertelstunde ankamen. Das Schiff ging sogleich unter Segel und nun war es uns vergönnt, auf dem Verdeck zu bleiben und das Angenehme einer Seefahrt bei gutem Wetter zu genießen. Schnell durchschnitt das Fahrzeug die Wellen, und binnen sechs und dreißig Stunden, während welchen die Fregatte mehrere Male auf Schiffe Jagd machte, liefen wir in Tarragona ein. Die wenige Zeit, die wir uns am Bord befanden, ging es uns sehr gut; wir bekamen Hangematten zum Schlafen, die Speisen, die man uns reichte, waren nahrhaft und kräftig, nur nicht hinreichend, um unsern leeren Magen zu füllen, aber doch muß ich zur Ehre der Engländer gestehen, daß sie ihre Leute sehr gut verpflegen. Das Fahrzeug führte 30 Kanonen und 150 Mann; Reinlichkeit, Ordnung und Nettigkeit herrschte in jedem seiner Theile, Alles wurde mit einer Pünktlichkeit ausgeführt, daß es eine Lust war, es mit anzusehen Die Matrosen strotzten von Gesundheit und waren alle rein und nett gekleidet. Ganz anders war es auf den spanischen Schiffen, wo die Matrosen, schmuzig und unbeholfen, bei jeder Gelegenheit den Rosenkranz zur Hand nahmen, um zu beten.

Bei Tarragona wurden wir ans Land gesetzt und zu dem Depot der englischen Truppen gebracht, wo wir einem in Sicilien stehenden Bataillon der Deutschen Legion zugetheilt wurden. Ohngefähr vier Wochen blieben wir in Tarragona, wo wir uns weidlich pflegten, denn der englische Sold, der täglich in einem halben Schilling (18 Kreuz. Rh.), einem Pfunde Brot und einem Nösel Wein bestand, war gar nicht zu verachten, da wir für sieben Kreuzer die beste Flasche Alicantwein haben konnten. Endlich kam ein Convoy Transportschiffe aus Sicilien, welches Kriegsbedürfnisse und Proviant für die Armee in Spanien übergeführt hatte. Das Convoy ging bald wieder mit Verwundeten und Kranken zurück und auch uns nahm ein Schiff derselben an Bord. Hier hatten wir nun zwar die Bequemlichkeit nicht, wie am Bord der Fregatte, doch lebten wir ungebunden, obgleich auf Kriegsschiffen gar strenge Mannszucht gehalten wird und man das geringste Versehen streng ahndet. Die Matrosen waren meistentheils lustige, gute, jedoch rohe Leute, die oft kurzweilten, wenn der Wind günstig war und sie nichts mit dem Tauwerke des Schiffes zu thun hatten. Als wir mit dem neuen Dienste einigermaßen bekannt waren, mußten wir mit den Matrosen zur Hand-

habung der Schiffsordnung Wache halten. Auf solchen kleinen Reisen ist der Verbrauch des nothwendigen Wassers nicht beschränkt, und Jeder kann so viel trinken, als ihm beliebt; jedoch zum Waschen und zu andern nicht unbedingt nöthigem Gebrauch ist es verboten; deshalb mußten wir die Wassertonnen bewachen, damit das Wasser nicht unnütz verbraucht werde, auch daß Niemand das Schiff verunreinigte u. s. w. Mehrere Tage hatten wir den herrlichsten Wind, die Schiffe schossen gleich Pfeilen über die Meeresfläche hin; endlich aber verdunkelte sich der Himmel, ein Gewitter zog heran und Alles verkündigte einen nahen Sturm. Die Seevögel flogen ängstlich in den Masten herum, ganze Schaaren von Delphinen zogen an unserm Schiffe vorüber und belustigten sich mit Sprüngen. Man traf zwar alle mögliche Vorsichtsmaaßregeln, zog die Segel ein, machte die Deckel über die Oeffnungen und zog, mit Pech überstrichenes Segeltuch darüber, brachte die Pumpen in Stand, ließ die äußersten Spitzen der Masten herunter u. s. w. Das Meer wurde immer unruhiger, der Himmel immer finsterer und der Wind heftiger. Mit doppelter Aufmerksamkeit beobachtete nun der Kapitain die Windrose, sah fleißig nach dem Steuermann und Compaß,

kurz, war aller Orten, forschend, ob seine Befehle pünktlich besorgt würden. Geschieht dies nicht, und wird nicht in Allem pünktlich Folge geleistet, so kommt dadurch gar oft ein Schiff dem Untergange nahe. Aus Abgründen von empörten Wellen gebildet, wurden wir thurmhoch von denselben in die Höhe gehoben; bald stürzte das Schiff auf diese, bald auf jene Seite; mitunter brach sich auch eine Welle an demselben und goß ihren ganzen Inhalt über Schiff und Mannschaft. Dies geschah gar nicht selten, und mich selbst warf eine derselben, als ich am Hintertheil nächst der Kajütte nahe beim Steuerruder saß, über dasselbe hinweg, an die entgegengesetzte Seite, daß ich beinahe ohne alle Besinnung liegen blieb. Ich schwamm ganz im Wasser und ein zweiter Stoß gab mir die volle Besinnung wieder, denn ich rollte unwillkürlich auf dem Verdeck fort, bis an eine Kanone, an welcher ich mich festhielt. Dieses böse Wetter tobte einige Tage fort und unsere Lage war höchst kritisch, weil wir nicht weit vom Lande entfernt waren, und deshalb Gefahr liefen, zu stranden. Der Seemann ist mitten im Meere bei einem herannahenden Sturm gar nicht ängstlich, wenn das Schiff sonst gut verwahrt und dauerhaft und seine Tackelage in Ord-

nung ist. Nur selten ist es daher der Fall, daß ein Schiff Schaden leidet.

Nach und nach klärte sich der Himmel auf, doch ging die See noch immer hohl, und dieses ist oft gefährlicher, weil dann Wind und Wasser nicht zusammenstreiten, sondern das letztere allein seine ganze Gewalt ausüben kann *)

In kurzer Zeit sahen wir Corsica mit seinen steilen Küsten, segelten durch den Canal Bonifacio und wenige Tage darauf zwischen Sicilien und dem festen Lande von Italien hin. Einen entzückenden Anblick gewährten uns die herrlichen Gefilde Siciliens, wovon uns die Matrosen, worunter einige Deutsche waren, so viel erzählt hatten, und wir brannten längst vor Begierde, uns bald selbst davon zu überzeugen.

*) Die See geht hohl, auch die schlingende oder springende See genannt, heißt, wenn die empörten Wellen sich noch nicht wieder beruhigt haben, sondern, ohne daß sich ein Lüftchen regt, noch immer haushoch gehen.

Sechstes Kapitel.

Rückblick nach Spanien. — Madrid und seine Bewohner. — Straßenscenen. — Die Wasserträger. — Die Schweizer in spanischen Diensten. — Bewirthung in den Gasthäusern. — Maulthiertreiber und Fuhrleute. — Leben der Franzosen. — Gebäude. — Gräuelscenen. — Stiergefechte. — Die Toledobrücke. — Die Stadt Toledo.

Noch einmal kehre ich mit meiner Erzählung nach Spanien zurück, wohin ich selbst nie wieder kam, um noch wenige Bemerkungen über einige Städte, in denen ich mich mehr oder weniger aufgehalten habe, nachzuholen.

Madrid und Toledo waren die beiden Städte, die ich Gelegenheit hatte näher zu beschauen; in ersterer war mein Logis nahe an der Puerta del Sol, einem Platze, wo die verschiedenartigsten Menschenclassen zusammenkommen. Vornehme und Geringe,

Brave und Schlechte, Geschäftsleute und Faulenzer, Matronen und Freudenmädchen, Betschwestern und Kupplerinnen wandeln zu bestimmten Zeiten des Tages bunt durch einander. Hier bietet ein leichtfüßiger Barbier für einige Quartos seine Dienste an, und indem er dieselben verrichtet, trägt er zugleich diese einer vorüberwandelnden Nymphe an; dort kommt ein Trödler und fragt, ob nicht der Capot, den man trägt, feil ist, zugleich versprechend, daß er denselben gut bezahlen wolle, das Geld dazu in der Hand haltend. Eine Kupplerin schleicht heran und zählt die Eigenschaften von zehn Mädchen her, die sie als reiner und keuscher als unsere liebe Frau von Atocha schildert. Priester bitten im Namen unsers Herrgottes für die Armen und dabei schielen sie mit lüsternen Blicken nach jedem an ihnen vorübergehenden hübschen Mädchen. Damen von Stande tragen hier ihre Reize oder Kleinodien und Kleider zur Schau, ihnen folgt vielleicht schon seit einer Viertelstunde ein zerlumpter Bettler, der vergeblich um Gotteswillen um ein Almosen bittet. So wechselt die Scene bei jedem Schritte und der Zuschauer findet mannigfache Unterhaltung. Nicht selten machte mancher unserer Soldaten glückliche Eroberungen, wenn seine Figur nur

einigermaßen imponirte. Ich habe Mehrere gekannt, die bei mancher Marquise und andern Edeldamen die Stelle des Mannes vertraten, aber auch öfters mit dem Verlust ihrer Gesundheit dafür büßten. Uebrigens war in allen Straßen der Stadt des Treibens, Lärmens und Tobens den ganzen Tag kein Ende; Citronen, Orangen, Kirschen, Speck, Wurst, Fleisch, Brot, Wein, Branntwein, Wasser, kurz, alle mögliche Lebensbedürfnisse wurden ausgeschrieen; an jeder Ecke sitzen des Morgens Chocoladenverkäufer, Kaffe ist sehr wenig gebräuchlich; die ärmern Klassen trinken für ein oder mehrere Quartos Branntwein; dann kommen die Kastanienweiber, schwarz wie Kaminfeger, und bieten ihre Waare Jedem an, und wehe ihm, wenn er nur im Geringsten einen Abscheu gegen sie blicken läßt, denn weil sie ganz mit einander verschwistert zu sein scheinen, so würden sie auch bestimm. vereint über ihn herfallen und ihn dafür züchtigent Einen großen Theil der niedern Volksklasse machen die Wasserträger aus, eine der robustesten Menschenarten, aber meistentheils Ausländer, sie tragen große schwarze Hüte und sind übrigens ganz in Leder gekleidet. Jeder hat eine Wasserkanne, die ohngefähr 40 — 50 Maaß halten mag, in dieser tragen sie das

Wasser für eine bestimmte Zahl von Quartos, je nachdem die Wohnung entfernt oder hoch ist, in alle Häuser; an allen Brunnen der Stadt findet man sie haufenweise versammelt, und außer ihnen selten einen andern Menschen. Sehr oft geriethen wir daher mit ihnen in sehr ernsthafte Händel, wenn wir genöthigt waren, Wasser zu unserm Bedarf an einem solchen Brunnen zu holen. Sonst gewöhnt, daß man uns sogleich Platz machte, wenn wir kamen, wichen diese Ledermänner keine Handbreit von der Stelle; ja, es wurde am Ende so gefährlich, daß Mehrere sich zum Wasserholen vereinigen und von einer bewaffneten Patrouille begleiten lassen mußten. Bei der Revolution am zweiten Mai, der ich schon gedacht habe, bewiesen sie sich sehr thätig, denn sie hatten fast alle die Fässer mit der Muskete vertauscht; doch wurden sie bald inne, daß sie diese nicht so gut handhaben können, als ihre Barillas, weshalb sie bald wieder nach diesen griffen. Glockengeläute hört man fast den ganzen Tag, sieht auch Processionen aller Art, kurz, Alles, was nur den orthodoxen Katholicismus bezeichnet. Uebrigens ist Madrid nicht schlecht gebaut, und man findet sehr schöne Kirchen und Paläste in seinen Hauptstraßen, doch an den Ringmauern und in den

engern Gassen verweilt man nicht gern, weil Schmuz und Unreinigkeit hier zu Hause sind. Die Umgebungen der Stadt bieten auch wenig Angenehmes dar, und hätte Madrid den königlichen Garten und den Prado nicht, so wäre auch nicht ein einziger Platz, wo man einige Erholung bei der so drückenden Sonnenhitze des Sommers finden könnte.

In kurzer Zeit hatten sich vor allen Casernen unserer Truppen kleine Handelsplätze gebildet, wo man gekochte und ungekochte Speisen aller Art, Nudeln, Garvansen, Liebesäpfel (tomates), Reis, auch Tabak erhielt. Jeder konnte hier seine Eßlust nach Verhältniß seines Beutels befriedigen, denn die gewinnsüchtige Händlerin gab für einen Olchavo (die kleinste spanische Münze) eben so gern als für einen Real; dabei waren die Verkäuferinnen immer neidisch auf einander, und das Geschrei: komm hierher; das meinige ist gut! nahm kein Ende. In Madrid trafen wir mehrere deutsche Regimenter in spanischem Sold, die man Schweizer nannte, die aber meistentheils aus Gefangenen der preußischen und östreichischen Armee bestanden, die spanische Werber in Frankreich von den Gefangenen-Depots geworben hatten. Diese Menschen waren des Lebens,

das sie hier führten, äußerst überdrüßig, weil sie bei schlechter Bezahlung und noch schlechterer Behandlung keine Aussicht hatten, jemals wieder in ihr Vaterland zurückzukommen. Ich fand wirklich recht brave Menschen unter ihnen und fühlte herzliches Mitleid, doch ging es mir damals nicht viel besser. Von diesen Leuten erhielt ich öfters Besuche und ging selbst oft zu ihnen. Bei dem geringen Sold, den der spanische Soldat bekam, hatte er schlechtes Brot und schlechte, von Ungeziefer wimmelnde Lagerstätte. Stroh war das Bett und die Decke war nicht minder schlecht, Wanzen und Flöhe sahe man heerdenweise in denselben und Läuse waren gar nicht selten; und diese Menschen waren die Wächter der königlichen Familie oder ihre treuen Gardisten; die meisten derselben trieben daher allerlei Geschäfte, sie verfertigten beinerne Knöpfe, papierne Laternen und Schnupftabak, den sie aus Asche und Rauchtabak in hölzernen Mörsern fabricirten; Andere lebten blos von Industriestreichen, nicht selten wurden sie dabei ertappt und dafür fürchterlich gegeißelt. Niemand hatte Achtung vor ihnen und jeder Bürger konnte sich ungestraft an ihnen reiben. Besser als ihre Kost und Behandlung, ja sogar schön wäre ihre Kleidung gewesen, wenn sie dieselbe

nicht bis auf den letzten Lappen hätten tragen müssen, weshalb die Meisten halb nackend gingen. Nicht minder abenteuerlich war ein Reiterregiment, das ich hier sahe, gekleidet; lange gelbe Röcke mit rothen Aufschlägen, furchtbar große dreieckige Hüte, an denen hinten ein Zopf, der bis zum Mantelsack herunterging, befestigt war; blaue kurze Beinkleider, weiße lange Strümpfe und Schuhe mit Schnallen, eine außerordentlich lange Flinte, und ein noch längerer Säbel prangte an der Seite dieser Bratspießritter, unter welchem Namen sie uns nur bekannt waren. Ueberhaupt befand sich die spanische Garnison Madrids in einem erbärmlichen Zustande, so daß, als einst die spanische und französische Garnison von Murat gemustert wurde, dieser in folgende Worte gegen die ihn umgebenden Generale ausbrach: „Hier, meine Herren, sehen Sie Soldaten und keine."

Hinsichtlich der Bewirthung in öffentlichen Häusern war man noch sehr weit zurück; die Gefäße, in welchen das Verlangte aufgetragen wurde, waren schmuzig und gewöhnlich halb zerbrochen, die gröbste Aeußerung darüber half zu nichts, denn man hatte es nicht besser. Die Maulthiertreiber und Fuhrleute halten ihre Tafel gewöhnlich auf offner Straße, die

meist in kalter Küche besteht, da sie immer einen ziemlichen Vorrath von Speck, Zwiebeln und Knoblauch, an dem Mangel zu leiden sie nicht gewöhnt sind, mit sich führen; in den Gasthäuseru nehmen sie blos Wein, den sie aber sehr mäßig, meistentheils noch mit Wasser vermischt, trinken. Ihr Nachtlager schlagen sie auf der Ladung ihrer Thiere auf, und so liegen sie, wenn es nur irgend die Witterung erlaubt, zwischen ihren Thieren unter freiem Himmel; wobei sie sich noch einer Decke bedienen.

Auch unsere Lebensart wäre sehr schlecht gewesen, wenn wir nicht unsern richtigen Sold während unseres Aufenthalts erhalten und fast ein Jeder noch einige Mutterpfennige gehabt hätte; auch erhielt Mancher mit der Militairpost noch Etwas nachgeschickt, weil zu jener Zeit der Postgang noch nicht gehemmt war. Obgleich wir täglich eine Ration Brot von anderthalb Pfund und einem halben Pfunde Fleisch erhielten, so war ersteres doch so mit Pottasche vermischt, daß es kaum genießbar war, und letzteres mochte wohl öfters eher ein Theil eines Boricos (Steinesel) als eines Ochsen oder einer Kuh gewesen sein. Wie die Herren Commissäre sich überall zu bereichern suchen, so geschah es auch hier, keine Klage wurde angenommen, auch nützte sie zu

nichts; wenn nur das Officier-Corps und die Herren Generale gut bedient wurden, so mochte der gemeine Mann sehen, wie er durchkam.

Das merkwürdigste Gebäude ist wohl das königliche Palais, doch steht es auf einem sehr schlechten Platze an der Stadtmauer auf einer Erhöhung; für die Umgebung desselben ist gar nichts gethan, sondern in seiner Nähe ist Alles öde und wüste; aber man hat eine hübsche Aussicht nach dem Thiergarten, der eine halbe Stunde jenseits des Manzanares liegt, Die Kirche unserer lieben Frau von Atocha, in welcher wir jeden Sonntag mit Ober- und Untergewehr unsere Andacht hielten, halte ich für die schönste Madrids, denn sie ist nicht nur sehr schön von Außen mit Bildhauerarbeit verziert, sondern auch ihr Inneres enthält sehr schöne Gemälde und andere Seltenheiten, der Wunder nicht zu gedenken, die darin geschehen sein sollen. Das Hospital real, auch Männerhospital genannt, welches zugleich der französischen Besatzung als Krankenhaus diente, ist ein sehr geräumiges und schönes Gebäude, welches viele Tausend Kranke aufnehmen kann. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, dasselbe zu sehen. Es besteht aus mehreren an einander stoßenden Gebäuden und ist sehr zweckmäßig eingerichtet;

nur Schade, daß dieses Asyl für die leidende Menschheit am zweiten Mai so schrecklich entweiht wurde. Doch später, als die Franzosen Madrid zum ersten Male verlassen hatten, wütheten die Spanier noch weit schrecklicher darin; fast alle zurückgelassene Kranken der Franzosen sind damals auf die schrecklichste Weise umgebracht worden, da die regulären spanischen Truppen, entweder zu schwach oder schadenfroh genug, diesen Gräuelthaten nur wenig Einhalt gethan hatten. Ein bewährter Mann, der damals in Madrid an seinen Wunden, die er am zweiten Mai erhalten, niedergelegen hatte, erzählte mir, daß die Wuth des Volks so weit gegangen war, daß dasselbe diesen wehrlosen Menschen Löcher durch die Kinnlade gestochen und Stricke durch selbe gesteckt, dann ein Maulthier vor dieselben gespannt und so in der Stadt unter lautem Jauchzen und Brüllen herumgeschleift habe. Es ist merkwürdig, wie sich in diesem Kriege Scenen erneuert haben, die nur allzudeutlich an die Eroberer Amerika's erinnern. Ueberhaupt findet man schon den barbarischen Charakter der Spanier in ihren Stiegefechten, wo Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Priester, empfindsame Herren und Damen nach der Arena eilen, um den Stier kämpfen zu sehen. Alles tobt,

Alles lärmt, Alles spricht von dem Stier und den Matadoren und wie die Fechter alle sonst heißen mögen; je wüthender das Thier wird, je länger man dasselbe quält, ehe es den Gnadenstoß erhält, desto freudiger ist die Menge; Damen und Herren winken den Kämpfern ihren ungetheilten Beifall zu, und wünschen, daß das blutige Schauspiel ja nicht so bald zu Ende gehen möge. Nach beendigtem Hetzen stürzt Alles ohne Ansehn der Person in den Cirkel und betrachtet mit Wohlgefallen das zu Tode gemarterte Thier, ohne auch nur das geringste Mitleid zu verrathen; schnell wird es weggeschleift und die Scene verändert sich zu verschiedenen Malen. Zu meiner Zeit war gewöhnlich alle vierzehn Tage ein solches Gefecht, und man sprach in der Zwischenzeit von Nichts als dem stattgehabten und dem wieder bald bevorstehenden Gefecht, von den braven Stieren und den verwegnen oder feigen Matadoren.

Die Toledobrücke, über welche ich oft gewandelt bin, ist auch ein sehr schönes Meisterwerk der Baukunst; sie ruht auf schönen Pfeilern, doch sollte man beim ersten Anblicke glauben, daß der Baumeister nicht klug gewesen sei, als er dieselbe erbauet, denn das Flüßchen, über welches sie führt, war zu der Zeit,

als ich mich dort befand, kaum mit einem Bache zu vergleichen; aber im Herbst und Frühjahr bei den häufigen Regengüssen und dem schmelzenden Schnee in Madrids Nähe wird der Manzanares so stark, daß man nur mittelst einer solchen Brücke denselben passiren kann. Viele Statuen der Könige von Spanien zieren dieselbe.

Nun auch einige Bemerkungen über Toledo, in welcher Stadt das Merkwürdigste, aber auch das Betrübteste ist, daß man fast keinen Tropfen genießbares Wasser darin findet und dasselbe stundenweit auf Karren und auf Eseln herbeiholen muß, es war bei uns oft seltener als der Wein. An sich hat die Stadt überhaupt gar nichts Schönes, denn sie ist ganz schwarz und rußig, ausgenommen die Kathedralkirche, welche, der Sage nach, zu Ehren einer Maurenprinzessin erbaut, die viele christliche Gefangenen gespeist, darüber von ihrem Vater ertappt und deshalb jämmerlich ums Leben gebracht worden sein soll.

Siebentes Kapitel.

Ansicht Siciliens vom Meere aus. — Ankunft in der Bai von Palermo. — Quarantaine. — Empfang in Palermo. — Gute Behandlung von Seiten der Officiere unsers Regiments. — Stamm unsers Regiments. — Eine Liebschaft und deren Folgen. — Sicilien und seine Bewohner. — Tückischer Streich eines sicilianischen Sansculotten und seine Bestrafung.

Mit einem Sprunge eile ich nach dem Italienischen Meere zurück, um dort meine Erzählung fortzusetzen.

Sicilien lag nun ganz vor uns und ein guter Wind trieb uns bald an die Bai von Palermo, unserm Bestimmungsort, wo wir das Regiment treffen sollten, welchem wir zugetheilt worden waren. Je näher wir Palermo kamen, desto schroffer wurde die Küste und endlich erhob sie sich beinahe bis zu den Wolken und endete in dem Monte pellegrino, auf welchem ein Telegraph und ein wunderthätiges Heiligen-

bild seinen Sitz in der daselbst erbauten Kapelle hat. Vor uns lag nun die schöne Stadt, rechts der Monte pellegrino, links die fortlaufende sicilianische Küste; ein herrlicher Anblick war es, wenn man in den mit vielen Masten besäeten Hafen blickte. Wir glitten auf den sanft bewegten Wogen hin, und binnen einer Stunde lagen wir am Molo im Bereich der Quarantaine, deren Aufseher sogleich unser Schiff zu visitiren kamen, vor Anker. Als man sich von unserm Wohlbefinden überzeugt hatte, so wurde Tags darauf das Schiff aus dem Bereich der Quarantaine geschleppt und legte sich dicht ans Land. Bald erschienen die Officiere und Unterofficiere unsers Regiments, lauter Deutsche, die uns nicht nur gleich anfangs als wahre Deutsche behandelten, sondern uns auch wegen der erlebten traurigen Tage innigst bemitleideten. Nun, Kinder! sagte der Major, Namens Soest, macht, daß ihr nun herunterkommt von den Bretern, ich will euch bald zu andern Menschen machen und wenn ihr binnen vier Wochen nicht springen sollt wie die Hirsche, so will ich nicht Soest heißen. Alle erfreute diese gute Anrede, und wir fingen an lustig zu werden, stiegen ans Land, stellten uns zum ersten Male seit langer Zeit wieder in Reihe und Glied, und machten

Wendungen und Marsch nach den uns unverständlichen englischen Commando=Worten, welche auch bei der deutschen Legion üblich waren. Jedermann betrachtete uns mit großen Augen, denn wir sahen unserer Farbe nach mehr Afrikanern als Franzosen und Deutschen ähnlich, und das Fragen: „was sind das für Landsleute?" hörte nicht auf. Einige sagten, das sind Polaken, Andere — Russen, Andere — Spanier und Viele hielten uns gar für Türken. So kamen wir unter Begleitung einer großen Volksmasse nach dem Quartier San Francisco de Paolo, einem Mönchskloster, in welchem aber neben den geistlichen Herren auch zwei Bataillone englische Soldaten logirten, die an Frömmigkeit den Pfaffen nichts nachgaben, weil diese selbst nicht viel taugten. Nun war ich wirklich englischer Soldat, erhielt guten Sold und gute Speisen, fühlte aber auch an meinem Körper, daß er sich täglich mehr und mehr erholte. Zur Ehre der Engländer muß ich gestehen, daß sie uns wahrhaft gut behandelten und uns an nichts Noth leiden ließen, sogar wurden wir eine Zeit lang mit allen militärischen Uebungen verschont, bis wir uns erst hinlänglich erholt hatten. Mehrere der Neuangeworbenen hatten Schaden an ihrer Gesundheit gelitten, so daß sie nach

genauerer Untersuchung zum Feldbienst nicht tauglich waren. Diese armen Menschen standen in dem Wahne, daß sie wieder in ihr Exil zurückgebracht werden würden, was aber nicht geschah; im Gegentheil empfingen sie so viel Reisegeld, um bei mäßiger Lebensart, ohne zu betteln, in ihr Vaterland reisen zu können. Außerdem erhielten sie noch die nöthigen Kleidungsstücke und ihre vollständigen Entlassungsbriefe.

Als man uns nun kräftig genug glaubte, so begannen die Vorübungen zum englischen Soldatendienste. Anfangs übte man uns kaum eine Stunde des Tages, so daß wir allmälig daran gewöhnt wurden, und so stufenweise weiter. Die humane Behandlung dabei erinnerte mich an meine alten Lehrmeister beim Eintritt in den Militairdienst, zugleich aber auch an meine Heimath, nach der ich oft weinend blickte. Das Regiment, bei welchem ich stand, das siebente der königl. deutschen Legion (Kings german Legion), bestand aus lauter französischen Gefangenen deutscher Abkunft, nur Officiere und die meisten Unterofficiere waren noch vom alten Stamme. Es war vor Kopenhagen gewesen, hatte in Portugal bei Vimeira und in Spanien bei Talavera de la Reina mitgefochten und überall den Ruf der deutschen Tapferkeit bewährt, war aber end-

lich sehr zusammengeschmolzen, weshalb die wenige Mannschaft unter die übrigen Bataillone verheilt und der Stab nach England geschickt wurde, um aus den in Portugal und England geworbenen Gefangenen ein neues Bataillon zu bilden. Dieses war auch geschehen und nachdem es einige Zeit auf Malta gestanden hatte, wurde es nach Sicilien versetzt. Die Jägercompagnie war aber vor Kurzem erst aus Spanien, wo sie dem Freiheitskriege beigewohnt, zurückgekommen und dieser wurde ich zugetheilt. Ich erhielt eine schöne Büchse, auch meine übrige Equipage war gut und zweckmäßig. Die ganze Compagnie, an deren Spitze der Capitain von S...hardt, ein äußerst braver Mann, nebst zwei Officieren von gleich gutem Charakter stand, war aus lauter jungen Leuten, nicht über dreißig Jahre alt, zusammengesetzt. Der Capitain hatte das Recht, selbst die Mannschaft aus dem Bataillon zu wählen und er nahm natürlich immer die Ordentlichsten und Bravsten. Demungeachtet bestand diese Compagnie aus einem sehr lustigen und ausgelassenen Völkchen, wie zum Theil aus folgendem Beispiel hervorgeht. Ein Sergeant der Compagnie, Namens H., wurde wegen einer Liebschaft, die er mit der Frau des Feldwebels F. hatte, zu viertägigem

Arrest verdammt. Alle Jäger hatten diesen H. gleich lieb und Alle wünschten, daß er nicht bestraft würde; einstimmig ging die ganze Compagnie zum Capitain und bat um Erlassung der Strafe; doch dieser war nicht geneigt, unsern Bitten nachzugeben, weil es dem Obersten schon gemeldet war, und er ließ uns unverrichteter Sache wieder abziehen. H. mußte in Arrest, doch that Jeder sein Möglichstes, um ihm seine Gefangenschaft zu erleichtern. Wir sannen auch darauf, ihm bei seiner Entlassung aus dem Arrest ein besonderes Vergnügen zu machen und wurden bald darüber einig. Die Kapelle, in welcher er nebst achtzehn Mann logirte, schmückten wir mit Laubwerk aufs Beste aus, auf den Tisch wurden einige Gefäße mit Wein gestellt, und als er zur Thüre hineintrat, wurden ihm zu Ehren einige Böller abgefeuert. Der Sergeant war ganz gerührt, nicht so sein Rival F., der vor Wuth hätte bersten mögen, was uns aber sehr wenig kümmerte. — Ueberhaupt war ich seit meinem Hiersein wie in eine neue Welt versetzt; ich hatte vier Jahre im äußersten Elende und Dürftigkeit wie ein Sklave gelebt, hatte während der Gefangenschaft keinen andern Menschen gesehen, als meine Unglücksgefährten oder höchstens einmal einen feindseligen Spanier, oder einen steifen

Engländer; — jetzt lebte ich fast unter lauter lebensfrohen Deutschen, deren laute Fröhlichkeit nur durch Dienstgeschäfte unterbrochen wurde. Bald konnte man uns Cabreraner in keiner Hinsicht mehr von den Uebrigen unterscheiden, so hatten sich Alle zu ihrem Vortheil verändert, aber auch Alle dachten nur mit Schaudern an die zuletzt verlebten Jahre zurück und dankten Gott für die Erhaltung und die gute Wendung ihres Schicksals.

Sicilien ist wirklich eins der wenigen Länder, das man in Hinsicht seines Reichthums an allen Bedürfnissen des menschlichen Lebens reich nennen kann; Alles wächst hier in üppiger Fülle, Orangen, Pomeranzen, Feigen, Johannisbrot, indische Feigen, alle Arten Gartengewächse, Wein von dem allerköstlichsten Geschmack und Stärke findet man hier im Ueberfluß; dem Landmann macht der Feldbau nur wenig Mühe, denn der Boden, nur einigermaßen bearbeitet, giebt alles ihm Anvertraute vielfältig zurück. Deswegen sind die Menschen aber auch äußerst faul und versuchen kein Mittel, wodurch sie dieses oder jenes zu größerer Vollkommenheit bringen könnten; wie es vor hundert Jahren war, so ist es noch jetzt, dasselbe Ackerwerkzeug, dieselben Karren, dieselbe Kleidung, Alles bleibt und wird, so lange man nicht von oben

herab darauf hinwirkt, immer so bleiben. Ich habe mehrere Male junge starke Kerle, welche bettelten, gefragt, warum arbeitet ihr nicht? Ihre Antwort war: wir haben es nicht nöthig, wir bekommen aus dem Kloster San Dominico unser Mittagsessen; übrigens sehen wir schon, daß wir durchkommen. Das hieß aber mit andern Worten, wir stehlen. Das dolce far niente (süße Nichtsthun) ist allen Klassen eigen, und das come sta? (wie steht's?) hört man jeden Augenblick, und die Frage scheint auch im buchstäblichen Sinn gemeint zu sein, denn stehen ist ihre Lieblingsneigung. So sieht man viele dieser Menschen mit Artikeln, die kaum zwei oder drei Kreuzer werth sind, den ganzen Tag herumschlendern und sie ausbieten, um dabei eine Gelegenheit zu erspähen, etwas zu kapern. So kam eines Tages ein solcher Sansculotte in unser Quartier, der sogenannten Stengel- oder Gerstenzucker feil hatte. Immer neidisch auf unsere egyptischen Fleischtöpfe, hatte auch dieser Lust, sich ein Stück ihres Inhalts zuzueignen, da aber zu viel Aufpasser da waren, so wollte sich dieses gar nicht machen. Um uns aber doch einigen Schaden zuzufügen, so sann sein tückischer Charakter auf ein anderes Mittel. Er geht wieder weg, kömmt aber bald darauf

mit einer im Busen verborgenen Eidechse zurück und wirft dieselbe, als er sich unbemerkt glaubt, in einen der Kessel. Doch bald erschien die Nemesis in Gestalt zehn handfester Köche, von denen es einer inne worden war, sie packten und hielten ihn fest; zitternd am ganzen Leibe, suchte er sich mit allen Kräften loszureißen und durch die Flucht zu retten; aber hier war es, als wenn das Vöglein sich unter den Klauen der Geier befände und schon jetzt erhält er einen Theil seiner wohlverdienten Strafe durch Puffen und Stoßen; während dem war einer der Zehne zum Adjutanten gelaufen und hatte ihm den Vorfall erzählt. Bald darauf erschien derselbe mit zwei handfesten Corporals, mit tüchtigen Stöcken versehen. Hier half nun kein Flehen, kein Bitten, Alles umsonst, man legte ihn auf eine Bank und fünf und zwanzig Hiebe sind die wohlverdiente Strafe; schon beim zehnten Hiebe platzten die morschen Beinkleider und der gezüchtigte Theil erscheint in seinem natürlichen Zustande. Fluchen, Heulen, Flehen hilft nichts; er mußte die Dosis verschlucken, mochte sie noch so bitter sein. Hierauf machte er sich schnell aus dem Staube und nie betrat er das verfluchte Quartier der englischen Ketzer, wie er sich ausdrückte, wieder.

Achtes Kapitel.

Lieblingsspeisen der Sicilianer. — Die Straßen und Wohnungen in Palermo. — Klöster und Mönche. — Ein Volksfest der Palermitaner. — Umgebungen von Palermo. — Der König von Sicilien. — Charakteristik der Sicilianer nebst Beispielen.

Bei heißen Sommertagen, wo in des Abends Kühle viele Tausende der Bewohner dieser Stadt lustwandeln, erstaunt man, wenn man eine Dame oder einen Herrn an einer rohen Gurke, Kohlrabi, an einem Kopf Sallat nagen oder ein Bündel Radieschen oder eine gekochte Artischocke verzehren sieht. Unsern Schönen mit ihren verwöhnten Gaumen und Magen möchten diese Leckerbissen wohl sehr ungenießbar vorkommen; dort ist es gar nichts Neues, der Südländer liebt diese Speisen außerordentlich und gewiß weiß Niemand

in ganz Sicilien, wie man einen deutschen Gurkensalat zurichtet. Als wir einst in einer Weinschenke einen Gurkensalat bestellten, trug der Wirth ungeschälte Gurken, in vier Stücke zerschnitten mit Essig und Oel begossen auf. Unwillig darüber beschrieben wir demselben, wie er ihn zurichten sollte, er sagte aber gerade heraus, daß er solche porceria (Sauerei) in seinem Leben nicht gemacht habe, auch nicht machen werde. Unsern gewöhnlichen grünen Gartensalat, wenn er als Salat genossen werden soll, pflückt der gemeine Haufe Blatt für Blatt ab, taucht ihn in Essig und Oel und ißt jedes Blatt einzeln; die Vornehmeren aber erhalten ihn gewaschen in einer Assiette nebst Essig, Oel und Pfeffer auf den Tisch und jeder bereitet sich ihn nach seinem Geschmacke. Die Lieblingskost sind Macaroni, diese zieht der Italiener allen andern Speisen vor; Vornehme, Tagelöhner, Lazaroni, kurz, Alle finden gleichen Geschmack an denselben; man findet sie in hunderterlei Formen, bald in kleinen und größern Sternchen, schneckenförmig, in Faden so dünn als ein Haar bis zur Stärke eines Daumens; die langen fadenartigen sind die beliebtesten, und in jeder Schenke dampft von früh bis in die Nacht der Wasserkessel. Man kauft sich nach Belieben

Macaronen, geht in die erste Schenke, steckt sie, ohne weiter zu fragen, wenn der Kessel nicht besetzt ist, in denselben, verlangt eine Schüssel und geht einstweilen nach Parmesank..se, unterdeß sind die Macaroni weich gekocht, man legt eine Schicht in die Schüssel, reibt mit einem dazu vorhandenen und in keiner Weinschenke fehlenden Reibeisen Käse darauf, dann wieder eine Schicht Macaroni und wieder Käse und so fort bis zu Ende. Hierauf wird mit den Fingern zugelangt und jedesmal das, was man zwischen den Fingern hält, so hoch gehalten, daß die Macaroni, die sehr lang sind, den Mund erreichen; ehe man sie verschluckt, geht gewöhnlich ein Schnalzen mit der Zunge voran, gleichsam um das Vorgefühl des Gaumenkitzels anzuzeigen. Ein Glas Wein würzt nun das Gericht, bei dem gewöhnlich la more mit den Collegen gespielt wird, und wer die Partie verliert, bezahlt die Zeche. Dieses Spiel wird mit beiden Händen zugleich gespielt. Die eine, gewöhnlich die rechte, dient dazu, die Points, die mit den Fingern angegeben werden, anzuzeigen. Wenn nun der Eine z. B. drei ruft und drei Finger von der geschlossenen Hand öffnet, der Gegner aber zwei öffnet und fünf ruft, so hat der Letztere gewonnen, und bedient

sich daher der andern Hand, um die gewonnenen Partien durch die ausgestreckten Finger anzuzeigen. Gewöhnlich geben diese Spiele zu sehr starken Zänkereien Anlaß, die gar nicht selten in blutige Auftritte ausarten und oft sogar mit Mord enden; obgleich die Polizei allenthalben ist, so ist sie doch zu schwach, um allem solchen Unwesen zu steuern.

Ein anderes Lieblingsgericht des Sicilianers ist die indianische Feige, die hier in großer Menge wächst. Man bedient sich dieses Gewächses zu Verzäunungen und Umfriedigungen von Gärten und Wiesen; manche Blätter desselben erhalten eine Größe von drei bis vier Fuß im Durchmesser. Auf diesen Blättern sitzt eine ungeheure Anzahl der Stachelfeigen; sie haben die Größe und Farbe einer Castanie und sind mit eben solchen Punkten wie diese besetzt. Auf diesen Punkten oder Warzen sitzen unzählige kleine Stacheln, die so scharf und spitzig sind, daß sie bei der geringsten Berührung in die Oberfläche der Haut eindringen und festsitzen bleiben. Ich wurde einstmals für meine Unwissenheit sehr hart bestraft; wir waren nämlich in einem Garten, wo unzählige dieser Feigen wuchsen, einer meiner Kameraden, ein Spaßvogel, griff schnell nach einer dieser Feigen, sich stellend, als ob er in

dieselbe biß, und forderte mich auf, ein Gleiches zu thun; er lobte mir den außerordentlich angenehmen Geschmack und ich ließ mich wirklich bereden; doch kaum hatte ich die Feige mit der Zunge berührt, als ich dieselbe mit einem lauten Schrei wegwarf; ich hatte die ganze Zunge voller Stacheln, konnte acht Tage lang vor Schmerzen beinahe gar nichts genießen, und wurde dabei noch tüchtig ausgelacht. Oeffnet man aber behutsam die Schale, so zeigt sich ein gelbliches, viele harte Kerne enthaltendes Mark, und dieses ist so süß und erquickend, daß man bei mäßigem Appetit dreißig bis vierzig derselben essen kann. Nicht Jeder aber kann dieselben geschickt öffnen und wenn man sich nicht in Acht nimmt, so schlüpfen gewöhnlich etliche von den kleinen Stacheln mit hindurch und man wird dadurch mehr oder weniger geplagt. Daher verkaufen die Feigenhändler dieselben nie anders als geöffnet, auf kleinen Tellern liegend, von welchen die Portion, aus vier bis sechs Feigen bestehend, einen Bajocco (drei Pf.) kostet. Zum Oeffnen derselben bedient man sich eines scharfen Messers und dreier Fingerhüte von Schilfrohr, diese stecken an dem Daumen, dem Zeige- und Mittelfinger der linken Hand; die Feige wird durch einen Querschnitt und zwei Schnitte an beiden Enden

geöffnet und so löst man das Mark derselben heraus, ohne die Feige mit den Fingern zu berühren. Es giebt wohl keine Speise, die man mit mehr Appetit genießen kann, weil bei jeder neuen Frucht das Messer jedes Mal wieder ins Wasser getaucht wird. Selbst die Reichsten und Vornehmsten scheuen sich nicht, in diese Bude zu gehen und für zwei bis drei Grani dieser Früchte zu essen.

In allen bedeutenden Straßen der Stadt sieht man Buden der Limonadenhändler. Dieselben strotzen von den köstlichsten Messinaer Limonen, Orangen und Pomeranzen, die das Auge ergötzen; in schön geformten Gläsern spielen Gold- und Silberfischchen, was besonders des Abends, wo die Buden schön erleuchtet sind, einen herrlichen Anblick gewährt. Dabei sind die Mädchen, die gewöhnlich die Verkäuferinnen machen, wegen Nettigkeit ihrer Gestalt und ihres Anzugs lieblich anzuschauen.

Die Straßen an sich selbst sind schön und die Häuser prächtig; doch auf die Reinlichkeit derselben wird wenig oder gar nichts verwandt; des Sommers, und überhaupt bei trocknem Wetter, durchziehen zwar die Gärtner die Straßen mit Eseln und sammeln den Abfall und den Kehricht in Körben, aber im Winter

möchte man trotz des Pflasters aus Quadersteinen beinahe im Koth ersticken. Die Trottoirs an beiden Seiten sind sehr unregelmäßig und nicht durchgängig vorhanden. Nur Kaufleute wohnen in den Erdgeschossen, wo auch ihre Boutiquen angebracht sind, doch Vornehmere würden es sich zur Schande rechnen, da zu wohnen. Gewöhnlich sind die untern Räume der Paläste der Großen von Handwerkern und der ärmsten Klasse des Volks bewohnt und die Eingänge ihrer Gemächer stehen nicht im Geringsten mit den obern Stockwerken in Verbindung. Da sieht man in einem und demselben Hause den größten Luxus und die allerschauderhafteste Dürftigkeit beisammen; halbnackte Kinder, in Lumpen gehüllt, kriechen um die prächtige Staatskarosse des mit ihnen unter einem Dache wohnenden Prinzen oder Marchese, der eben in Begriff steht, von seinen reich gallonirten Dienern umgeben, in den Wagen zu steigen und sich um diese Armen gar nicht kümmert; auf das Wort: Guarda! fährt der Kutscher vorwärts, und fragt nicht darnach, ob die Last seines Gebieters eins dieser armseligen Geschöpfe in den Staub drückt. — Klöster giebt es innerhalb und außerhalb der Ringmauer der Stadt wohl an hundert, die oberen Etagen der ganzen

Straße Toledo sind mit vergitterten Fenstern versehen, hinter welchen die Opfer älterlichen Fanatismus schmachten, denn nicht selten weiht die gebärende Mutter das Kind dem Kloster. Man sieht Kinder von sechs und noch wenigern Jahren in der Ordenstracht des Klosters, dem sie bestimmt sind, an der Hand eines Paters einherschreiten, eben so Mädchen an der Hand der Mutter in gleichem Costume. Durch alle Straßen ziehen bettelnd Brüder der Franziskaner, Capuziner u. s. w., Kästchen mit Reliquien und Heiligenbildern in den Händen tragend, die sie den Gläubigen zum Küssen anbieten; oft sehen die Reliqnienkasten so ekelhaft von den unzähligen Küssen aus, daß einem nicht Allzufrommen der Appetit vergehen möchte; da aber diese Menschen alle auf gleiche Frömmigkeit Anspruch machen, so küßt auch ohne Unterschied mit großer Begierde ein Jeder das Bild, wofür einige Bajocco's in die neben dem Heiligenbilde angebrachte Büchse fallen. Nicht minder treiben auch diese Bettelbrüder Handel mit Reliquien; hier sind Stücken der Kleider von Märtyrern und Märtyrerinnen, diese heilen Zahnweh, andere Kopfweh und alle übrigen Leibesgebrechen; solcher Reliquien von Kleidern giebt es so viele, daß man glauben sollte, alle

diese Heiligen müßten eine starke Garderobe gehabt haben. In dem Innern der meisten Mönchswohnungen herrscht eine ungeheure Unordnung und Unreinlichkeit und viele Pfaffen sind die unflätigsten Menschen.

In unserm Quartier, dem Kloster St. Francisco de Paolo, lebten wir mit den Pfaffen auf einem sehr vertrauten Fuß; einer derselben wollte aber diese Vertraulichkeit auch auf die Soldatenweiber ausdehnen, und hatte mit dem jungen Weibchen eines unserer Grenadiere ein galantes Abenteuer anzuknüpfen gesucht, war auch seiner Meinung nach seinem Ziele ziemlich nahe gerückt. Doch das Weibchen, entweder aus Furcht vor der Entdeckung, oder mit wahrer Treue ihrem Manne ergeben, was in der Regel nur bei wenigen Soldatenfrauen, die ich kannte, der Fall war, hatte ihrem Manne die Sache entdeckt; dieser, ein Schlaukopf im höchsten Grade, verabredete mit seiner Frau, daß sie dem wollüstigen Mönchlein Hoffnung machen möchte, ihn zu einer bestimmten Stunde ganz zu beglücken, nur möge er sich vor ihrem schlauen und höchst eifersüchtigen Manne hüten. Der Pfaffe, schon überglücklich, versprach Alles und bestellte das Rendezvous in einer alten entlegenen Capelle, in deren Mitte eine Oeffnung war, wo man die Särge

der Todten ganz deutlich sahe. Gesagt, gethan; Beide finden sich zur bestimmten Stunde ein, doch kaum sind sie daselbst angelangt, als der Ehemann aus seinem Hinterhalte hervorbricht, den Priester bei der Gurgel faßt und den am ganzen Leibe Zitternden mit barschen Worten fragt, was er mit seiner Frau hier treibe? Der Pfaff giebt keine Antwort, und schon stellt sich der Soldat, als wolle er ihn den Augen der Menge preisgeben, als sich der Pfaffe aufs Bitten legt und jenem seine Börse und Uhr anbietet. Anfangs stellt sich der erzürnt scheinende Mann, als wolle er von diesem Allen nichts wissen; doch endlich läßt er sich erweichen, nimmt beides und schleicht mit seinem Weibchen fort, um zu Hause recht herzlich über den übertölpelten Pfaffen zu lachen.

Im Spätjahre lernte ich ein mir noch unbekanntes Volksfest der Sicilianer kennen. Als ich nämlich eines Tags am Meeresufer in der Nähe des Floragartens spazieren ging, war sowohl auf dem Ufer selbst, als in dessen Nähe auf dem Meere in Booten eine unzählige Menge Menschen aus allen Ständen versammelt, welche mit Feuergewehren versehen waren und unaufhörlich in die Höhe schossen; als ich näher kam, sahe ich, daß es den truppweise von dem festen Lande

Europa's herüber kommenden Vögeln galt; es waren Schwalben, Staare und andere Zugvögel. Die Wonne, welche diese Menschen bei dem Morden dieser Thierchen beseelte, war unbeschreiblich, und ein ewiges Gebrülle und Jauchzen erfüllte die Luft. O! dachte ich bei mir selbst, ihr armen Kleinen, in meinem Vaterlande seid ihr vielleicht manchem Fallstricke entronnen, und hier müßt ihr noch, so nahe am Ziele eurer gefahrvollen Reise, ohne allen Zweck bluten; denn ich sahe nicht, daß man dieselben aufhob, nur Hunde zerfleischten hier und da eins der gefallenen unglücklichen Vögelchen.

Die Fastenspeise der Sicilianer, die Fische, war nicht so häufig, als man hätte glauben sollen, vorhanden. Als Ursache gab das Volk die vielen Klöster an, wo täglich Fische gespeist werden, dafür giebt es aber viele Seekrebse, Krabben und Polypen oder Siebenschwänze, und es ist interessant zuzusehen, wenn nach Mitternacht zwei bis drei hundert Fischerboote außerhalb uud innerhalb der Bai fischen. Auf jedem Boote befinden sich zwei oder mehrere Lichter, wodurch eine große Strecke der Bai erleuchtet wird. Die Fische kommen dem Lichte entgegen und dadurch werden sie viel leichter gefangen.

Die Umgebungen der Stadt sind sehr schön, besonders nach der Seite des Monte pellegrino, dort wechseln Villen mit Gärten ununterbrochen fort. Hier haben die mehrsten Großen ihre Sommerwohnungen und bei der Anwesenheit des Königs war diese Gegend sein Lieblingsaufenthalt. Oft sah ich ihn, nur von einem Reitknecht begleitet, nach jener Gegend reiten. Prunklos zog der von den Sicilianern wenig geliebte Monarch durch die Straßen seiner Hauptstadt, wo man ihn kaum zu bemerken schien. Kalt sagten die an ihm Vorübergehenden: il re (der König) und würdigten ihn kaum des Abnehmens des Huts. Ganz anders war es, wenn eine Prozession vorüberzog, da stürzte Alles auf die Knie nieder, mochte es noch so kothig sein, und ich glaube, hätte es sich Einer unterstanden, dieses nicht zu thun, man würde ihn mit Gewalt zu Boden gerissen haben.

In diesem in jeder Hinsicht schönen Lande hat sowohl der Fremde als der Einheimische mit mancher Gefahr und Unannehmlichkeit zu kämpfen. Der Fremde vorzüglich hat sich in Acht zu nehmen, denn der Sicilianer, mag er noch so brav sein, kann seinen tückischen Charakter nie ganz verleugnen. Vorzüglich hat man sich vor ihren Betrügereien zu hüten, welche sie nicht

selten öffentlich treiben, mehrere Male haben sie uns die Gewehre aus den Gewehrmänteln an den Wachen gestohlen. Kein Fremder sollte sich mit ihnen in vertrauten Umgang einlassen, denn sie sind gegen ihre Landsleute nicht aufrichtig, vielweniger gegen Fremde. Der Dolch ist für die geringste Beleidigung das letzte Mittel, und können sie ihre Rachsucht auf der Stelle nicht befriedigen, so stellen sie ihrem Opfer so lange nach, bis sie es erreichen. So ging einstmals ein Soldat, Namens Haupt, am Ufer des Meeres spazieren, und trug eine seiner Pantalons, die er gewaschen hatte, auf dem Rücken, um dieselben zu trocknen; ein vorübergehender Sicilianer stürzt auf ihn, ehe er es ahnet, los, entreißt ihm die Beinkleider und will entfliehen; dieser aber, nacheilend und zugleich nach Hülfe schreiend, wird bald von einigen nicht weit entfernten Kameraden unterstützt, sie erreichen den Dieb, nehmen ihm die Beinkleider ab und geben ihm seinen verdienten Lohn; der Kerl wird zur Rache entflammt und trachtet seinem Feinde so lange nach, bis er ihn einstmals an einem entlegenen Orte auf Schildwacht findet, wo er den unvorsichtigen Soldaten des Nachts überfällt und ihn mit einigen Dolchstichen in die andere Welt schickt. Als die Wache, ihn abzulösen,

kommt, findet sie den Soldaten, seiner Waffen beraubt und einen Zettel neben ihm, auf welchen steht: questo e por gli pantaloni (dieses für die Beinkleider), entseelt auf dem Platze. So beurkundete sich gar oft die Rachsucht der Einwohner nicht nur an den Fremden, sondern auch unter sich selbst; die geringste Ursache gab oft Anlaß zu den allergefährlichsten Exzessen und nicht selten zu Mordthaten. Das Sicilianische Blut wallt noch hundert Mal schneller als das rein italienische, Selbstrache für erfahrene Beleidigungen überwiegt bei ihnen alles Andere, und wenn das Opfer, das sie sich ausersehen, wirklich der Gerechtigkeit in die Hände fällt, so sind sie damit doch nicht zufrieden.

Neuntes Kapitel.

Schlangen und Skorpionen in Sicilien nebst Beispielen. — Ueberdruß des Soldatenlebens und mißglückte Versuche sich davon zu befreien. — Lustige Streiche der Soldaten. — Katzenschmaus. — Speisen des sicilianischen Pöbels. — Milchhandel in Palermo. — Die palermitanischen Frauenzimmer nebst Anekdoten.

Aber auch in anderer Hinsicht ist dieses schöne Land geplagt. Giftige Reptilien giebt es in großer Menge, gegen welche der Mensch sehr auf seiner Hut sein muß. Schlangen von sechs bis acht Schuh, Skorpione, Taranteln und anderes Geschmeiß finden sich häufig. So lag ich einstmals im Hospital in einem Zimmerchen, das noch drei Kranke mit mir theilten; es war an einem schönen Morgen, und wir Alle genossen die frische gesunde Luft am offnen Fenster, das die Aussicht in einen Obst- und Gemüsegarten hatte. So mit uns selbst zufrieden, eine Pfeife Tabak rauchend,

denn wir waren auf dem Wege der Genesung, schaueten wir nach den herrlichen mit Früchten und Blüthen reichbeladenen und angenehm duftenden Bäumen hinüber, lüstern, einige ihrer Früchte zu genießen, und uns schon im voraus darauf freuend, daß dieses nun bald geschehen werde, weil wir unserer Entlassung aus dem Krankenhause bald entgegen sahen, als auf einmal ein anhaltendes Zischen unter unserm Fenster die Aufmerksamkeit Aller rege machte. Im Nu kam eine schwarze Viper, der eine andere folgte, mit Blitzesschnelligkeit herausgeschossen, und es begann ein furchtbarer Kampf; diese beiden Thiere umschlangen sich zu verschiedenen Malen, so daß es war, als hörte man das Krachen der Gelenke, doch glitten ihre glatten Körper immer wieder an einander ab; bald stiegen sie an einander in die Höhe, faßten sich, stürzten dann wieder zusammen, wiederholten dasselbe auf's neue, und so währte der Kampf einige Minuten; die eine, schwächer als die andere suchte immer das Weite zu gewinnen, aber nie war es ihr möglich, denn immer verhinderte es die Feindin. Endlich gelang es ihr doch und sie stürzte sich in ein nicht weit vom Kampfplatz befindliches, mit Wasser zum Begießen der Pflanzen angefülltes Bassin, doch die andere folgte schnell

packte dieselbe fest, und so verschwanden sie beide; doch in einigen Augenblicken kam die stärkere in die Höhe, suchte mit allen Kräften den Rand des Bassins zu überschnellen, welches ihr auch gelang, kroch dann langsam dem Wahlplatze zu, und legte sich daselbst in die Sonne; sie schien sehr von dem Kampfe entkräftet, denn sie steckte ihre doppelte Zunge sehr lang heraus, man konnte auch hie und da Verwundungen an ihr wahrnehmen. Wir waren bis jetzt ganz Auge gewesen, ließen sie noch einige Zeit in Ruhe, dann holten wir uns aber eine tüchtige Partie Steine und fingen an nach dem Ungeheuer zu werfen, mehrere Male trafen wir sie, doch aber nie so, daß sie bedeutend verletzt worden wäre; hierauf zog sie sich so schnell als möglich in ihren Schlupfwinkel zurück. Wenige Minuten darauf erschien der Gartenbesitzer, den wir darauf aufmerksam machten. „O," sagte dieser, „ich kenne die Diebe, sie haben meinem Gemüse schon oft bedeutenden Schaden zugefügt;" er nahm darauf einen Stock und warf die andere, die ertrunken war, heraus, sie gab noch geringe Zeichen des Lebens von sich, mit dem Knüttel aber machte er ihr vollends den Garaus. Das Loch, wo die andere hineingekrochen war, verrammelte er tüchtig mit Steinen. Nach eini-

gen Tagen verließ ich das Hospital, doch hörte ich während meines Aufenthalts in diesem Krankenhause, daß die Kranken selbst in ihren Zimmern mehrmals von Schlangen beunruhigt worden waren. Ich sah dergleichen oft auf meinen Spaziergängen, wo sie in Gebüschen oder in Zäunen, auf Beute lauernd, lagen oder hingen; sie glichen manchmal den schönsten farbigen Bändern, und einer meiner Kameraden hätte sich einstmals bald gelüsten lassen, nach einem dieser vermeintlichen bunten Bänder zu greifen, wenn wir nicht zeitig genug den Irrthum bemerkt hätten.

Skorpione gab es in solcher Menge, daß Soldaten öfters dergleichen in ihren Tornistern oder Brotsäcken fanden, man bereitete daher häufig Skorpionenöl, welches gegen den Stich derselben sehr heilsam sein soll. Man macht dasselbe aus Skorpionen, die in ein Fläschchen mit Baumöl gethan werden, das man an der Sonne destilliren läßt, wodurch es gerinnt. Ich habe die ekelhaften, ja furchtbaren Thiere in Menge gesehen, und eins derselben verursachte mir einmal einen großen Schrecken; als wir Kanonenkugeln von Castellamare schafften, befand sich darunter ein solches, das mir nach der Brust schnellte, doch zog ich mich noch zur rechten Zeit zurück. Oft sahe ich,

wie die Sicilianer einen Kreis von Pulver machten und den Skorpion, den sie mit einer Zange packten, in denselben hineinsetzten und dann anzündeten, auf welche Art das Insekt natürlich schnell das Leben verliert. Ferner machen sie auch Kreise von glühenden Kohlen, setzen den Skorpion hinein und ergötzen sich nun an dem geängstigten Thiere, wie dasselbe anfangs schnell und dann immer langsamer, sich nach der Mitte ziehend, herumrennt, bis es endlich durch die übermäßige Hitze zu Grunde geht; doch habe ich nie gesehen, wie Andere erzählen, daß er sich selbst mit seinem Stachel erstochen hätte. So lange ich auf Sicilien war, betraf nur ein einziges Mal einen Artilleristen das Unglück, von einem dieser Thiere gestochen zu werden. Dasselbe hatte sich in seinem Schuh verborgen und als er des Morgens aufsteht und mit dem nackten Fuße in den Schuh schlüpft, empfindet er einen schmerzhaften Stich und findet nach näherer Untersuchung den Skorpion; da er aber nie von dem schädlichen Stiche des Thiers gehört hat, so kümmert er sich weiter nicht um die Folgen und kleidet sich an; doch in weniger Zeit fangen die Schmerzen an heftiger zu werden, der Fuß schwillt, aber zu spät wird er deshalb bedenklich, er meldet es

nun zwar dem Chirurgen, dieser untersucht die Wunde, doch ist das Gift schon in den Körper gedrungen, und aller möglichen angewandten Mittel ungeachtet mußte der gute Mensch seinen Geist aufgeben.

Taranteln habe ich wohl gesehen, nie aber die Sage von dem Taranteltanze bestätigt gefunden; doch erregt ihr Anblick schon Schauder und Entsetzen.

So ging denn ein Tag nach dem andern in Leid und Freude, mancher aber auch in heißer Sehnsucht nach dem Vaterlande dahin; weder die Achtung meiner Vorgesetzten noch die Freundschaft meiner Kameraden, die ich genoß, konnten den Wunsch unterdrücken, das Soldatenleben bald mit dem bürgerlichen in der Heimath zu vertauschen; aber hier galt es, Geduld zu haben.

Viele Soldaten, die längere oder kürzere Zeit gedient hatten, verwünschten diesen Dienst und sehnten sich nach der Heimath; manche wagten es durch Desertion dahin zu gelangen, andere verstümmelten sich; aber keinem von allen gelang es auf diese oder jene Art zum Zweck zu gelangen. So befand ich mich eines Tages im Hof des Gebäudes, das drei Compagnieen des Bataillons bewohnten, als in meiner Nähe ein Schuß fiel; in der folgenden Minute

erhob sich ein gräßliches Geschrei, ein „ach, Gott!“ folgte dem andern. Ein Soldat der Casernenwache hatte sich eine Kugel durch die Hand gejagt, was er zu spät bereuete. Die Hand war gänzlich zerschmettert und man mußte ihm selbige sammt dem Vorderarm ablösen. Mit diesem Menschen hatte es übrigens eine besondere Bewandtniß; er hatte sich in den Kopf gesetzt, ein natürlicher Sohn des Herzogs von Gotha zu sein, was er steif und fest behauptete, sich darauf Etwas einbildete und deshalb oft gegen seine Vorgesetzten in einem sehr arroganten Tone sprach. Um nun nicht länger mehr Soldat zu sein, verstümmelte er sich. Dinge der Art fielen fast jede Woche vor; doch es half zu Nichts. Andere verleitete der Mangel an hinreichender Beschäftigung zu allerhand lustigen Streichen. Auf dem Hofe der Caserne befand sich ein Backhaus, das aber nicht benutzt, sondern zu einem Pferdestalle eingerichtet war. Eine der Klosterkatzen, ein sehr fettes und großes Thier, hatte sich einstmals dahin verlaufen; Einige von uns, ich mit, wurden es gewahr und machten sogleich Jagd auf dieselbe, um sie zu schmausen; wir drangen auf das Thier ein, aber es flüchtete sich in den Backofen. Dieser wurde nun blokirt, an dem einen Loche wurde mit einer

langen Stange hineingestochen, und an das andere ein großer Sack gehalten, damit sie hineinschlüpfen möchte. Doch das Thier, zu klug, blieb ruhig im Hintergrunde des Ofens sitzen; wir besannen uns nicht lange, warfen einen brennenden Strohwisch hinein, und die Katze sah sich genöthigt, wenn sie nicht verbrennen wollte, ihren Schlupfwinkel zu verlassen; sie fuhr durch das Loch und glücklich in den Sack, worin sie augenblicklich den Tod fand. Nachdem das Fell abgezogen war, wurde sie in Stücken zerschnitten, vier und zwanzig Stunden in Essig gelegt und mit Zwiebeln und Knoblauch bestreut, bis ihr der widrige Geschmack benommen war. Nun wurde sie fricassirt; dieses verstand Jeder sehr wohl, denn Alle vom Regimente hatten es in Spanien lernen müssen und Mancher schon ein Kätzlein auf gar mannigfache Weise zubereitet. Wir ließen es auch hier an Nichts fehlen, was derselben einen guten Geschmack geben konnte, wobei schwarzer und rother Pfeffer, schwarzes Brot u. s. w. nicht geschont wurden. Als der Braten fertig war, setzten wir uns Alle recht fröhlich um denselben her und fingen an zu speisen, wobei der Becher fleißig herumging. Die Frau unseres Feldwebels erfreute uns zufällig mit

ihrer Gegenwart; wir Alle achteten sie, weil sie oft die dem Einen oder Andern von ihrem Eheherrn zugedachte Strafe durch Fürsprache gelindert hatte. Auf ihre Frage, was wir Apartes auf der Tafel hätten, erhielt sie die Antwort, daß es ein Kaninchen sei, worauf sie den ihr eingeräumten Platz einnahm, mit gutem Appetit den Braten verzehren half und unsern Wein auch nicht unversucht ließ, der uns Alle, am meisten aber den Trompeter recht lustig gestimmt hatte. Dieser schlich sich nach beendigter Mahlzeit von uns weg, brachte bald darauf das mit Stroh ausgestopfte Katzenfell geschleppt und warf es mit den Worten auf die Tafel: Sehen Sie, Frau Feldwebeln, den Balg unseres sicilianischen Kaninchens. Die gute Frau erschrak so heftig, daß wir befürchteten, sie möchte krank werden, und nie durfte der Trompeter wieder auf ihre Gunst rechnen.

Ich kann versichern, daß eine gut genährte Katze nicht nur nicht übel schmeckt, wenn man dieselbe gut zuzubereiten weiß, sondern daß es sogar ein wahrer Leckerbissen ist, welcher den meisten Menschen nur durch Vorurtheil entzogen wird. Nicht viel anders ist es in Deutschland mit den Raben, welche fast Niemand ohne einigen Ekel verzehren würde, in Frankreich da-

gegen kauft man sie auf dem Markte. So sah ich auf dem Schiffe, auf welchem ich aus Spanien nach Sicilien gebracht wurde, fast täglich den Schiffskoch gebratene Mäuse mit dem größten Appetit verzehren, was bei diesem gewiß nicht aus Noth geschah. Lieblingsspeisen der niedern Volksklassen sind auch dürre Bohnen, Puffbohnen, Erbsen auf Kohlen gebraten, welche in keinem Weinhause fehlen dürfen. In Salzwasser gekochte Bohnen sind Tellerweise an allen Straßenecken zu haben. Alle Arten Gedärme, kaum abgewaschen, auf Kohlen gebraten, verpesten die Luft, und der gemeine Mann genießt dieses Alles ohne den geringsten Ekel. Alle alte Knochen sammelt man, kocht dieselben aus, und benutzt das Fett zum Backen der aus türkischem Waizenmehl gefertigten kleinen Kuchen; überall ruft man: „warme, warme, sehr warme!" und immer findet man diese Bratpfannen vom Morgen bis zum Abend von einer Menge Eßlustiger belagert. Schnecken mit und ohne Häuser, Siebenschwänze oder Polypen werden verspeiset; kurz, ich habe in meinem Leben nie so vielfältige Gerichte gesehen als hier.

Jeden Morgen sieht man unzählige Ziegen in die Stadt treiben und diese Thiere wissen es so genau,

an welchem Hause sie gemolken werden, daß sie von selbst an demselben stehen bleiben. Während der Hirte melkt, schreit er, um die zufälligen Abnehmer aufmerksam zu machen, mit heiserer Stimme: „frische, warme fette Milch! Milch vom Gebirge kauft! kauft!" Jedes Thier hat am Halse ein Glöckchen, deren viele zusammen eben nicht unharmonisch klingen. Hat nun der Milchhirt seine Kunden befriedigt, so nimmt er seinen am Halse hängenden Dudelsack zur Hand und spielt ein, deutsche Ohren nicht entzückendes, Liedchen.

Was das weibliche Geschlecht anbelangt, so war es durchgängig uns Deutschen gar nicht abhold, Mancher errang bei demselben mehr oder weniger Lorbeeren; doch mußte man sich sehr in Acht nehmen, denn wenn der Ehemann hinter die Schliche seiner Frau kam, so konnte sich der Cicisbeo sehr wahren, wenn er nicht den Dolch in den Leib gerannt haben wollte.

Ein Unterofficier des Regiments, ein bildschöner junger Mann, war schon lange Zeit in eine Liebesintrigue mit einer Dame von Stande verwickelt, wurde reichlich von ihr beschenkt, kurz, lebte herrlich und in Freuden. Jedermann wunderte sich über diesen

Mann wegen seines bedeutenden Aufwands, den er von seiner Gage allein nicht zu machen im Stande war. Einstmals, da er dem Glase zu viel zugesprochen, schlüpft ihm das Geheimniß über die Zunge; einer seiner Kameraden, der den Mann der Dame kannte, eilt zu demselben und entdeckt ihm Alles, in der Hoffnung, ein Stück Geld zu verdienen. Kurz darauf wurde der Unterofficier eines Abends in einer entlegenen Straße ermordet gefunden.

Freudenmädchen giebt es in ungeheurer Menge und viele der Unsrigen haben durch ihre zerrüttete Gesundheit lebenslängliche Andenken mit nach Hause gebracht. Der Umgang mit diesen Dirnen wird durch eine Menge Kuppler und Kupplerinnen erleichtert, die ohne alle Scheu ihre Schönen ausbieten. Die Lustseuche ist etwas ganz Gewöhnliches und die Chirurgen, die bei solchen Fällen sich immer am besten stehen, führen ordentliche Firmen über ihren Thüren: „a qui il cura il mal venereo". Fast in jeder Straße findet man eine, ja mehrere.

Viele unseres Regiments heiratheten Sicilianerinnen, gewöhnlich aus der Hefe des Volks, welche, allen möglichen Lastern ergeben, nicht für das geringste Gute empfänglich, die Schändlichsten ihres Geschlechts

waren. Nicht acht Tage waren sie den ihnen angetrauten Männern treu, sondern verkauften ihre Reize Jedem, der Lust zu ihnen hatte.

So heirathete ein sehr ordentlicher und braver Mann, Namens Linden, ein dergleichen Weibsbild, sie hatte ihn so ins Netz zu locken gewußt, daß er anfangs allen ihren Worten traute; aber bald erfuhr er, daß er nur dem Namen nach der einzige Ehemann war und daß ein Sergeant mit ihr in zärtlichen Verhältnissen stand. Schon lange schmerzte dies den armen getäuschten Mann, doch fehlten ihm noch immer die unleugbaren Beweise. Eines Tages aber, wo er die Wache hat, wird er von rasender Eifersucht des Nachts nach Hause getrieben, wo er seinen Nebenbuhler in den Armen seines Weibes sanft entschlummert findet. Wüthend zieht er den Hirschfänger, um den Schänder seiner Ehre zu durchbohren, die Waffe gleitet aber an einer Rippe ab; jener ermannt sich und verläßt das Haus. Die Sache wurde unterdrückt und der Sergeant gab vor, von den Einwohnern mörderisch angefallen worden zu sein.

Zehntes Kapitel.

Vergnügungen und Streitigkeiten der englischen Soldaten. — Vereitelte Hoffnung zu baldiger Entlassung von dem Soldatendienst. — Ankunft königlich französischer Schiffe. — Ueberfahrt der englischen Truppen nach Neapel. — Ankunft in Milazzo. — Reise-Abenteuer.

Zu unsern Privatvergnügungen in Palermo gehörte auch noch folgende: Wir hatten uns einen eignen kleinen Saal in der Nähe unseres Quartiers gemiethet, wo wir fast alle Abende, wenn uns der Dienst nicht abhielt, zusammenkamen und tanzten, sangen, tranken und sonst fröhlich waren. Bald tanzten wir deutsche, bald sicilianische Tänze, welche letztere wir uns von den dahinkommenden, tanzlustigen sicilianischen Frauenzimmern lehren ließen. Außer Leuten unserer Compagnie hatte Niemand Zutritt, es sei denn, daß Jemand von uns einen Gast mitbrachte.

Soldaten anderer Compagnien versuchten es zwar öfters den Zutritt zu erzwingen, wurden aber immer zurückgewiesen. Von dem dritten und sechsten Regiment der deutschen Legion, mit welchen wir von jeher in keinem guten Vernehmen standen, durfte auch als Gast kein Mann mit in unseren geselligen Verein gebracht werden, was sie den Unsrigen überall nachtrugen und sich bei jeder Gelegenheit an ihnen zu rächen suchten. Der Aelteste unserer Compagnie, eine gute ehrliche Haut von sechs und dreißig Jahren, dem alle Officiere und Soldaten gewogen waren, saß eines Abends, als wir uns bei Tanz und Wein vergnügten, in einem dicht neben unserm Belustigungsorte befindlichen Weinhause bei einem Liebchen, mit dem er sich durch heiteres Gespräch vergnügte. Mit einem Male dringen zwölf Mann von der Schützencompagnie des dritten Bataillons in das Haus, fallen über ihn her, ob er sie gleich mit keiner Sylbe beleidigt hatte, und mißhandeln ihn, worauf er seinen Hirschfänger zieht und droht, den Ersten, der ihn wieder anrühren würde, zu durchbohren, was auch sicher geschehen sein würde, denn unser Nestor hatte das Herz auf dem rechten Flecke; aber die Memmen wagten es nicht, ihn ohne Weiteres zu ergreifen,

sondern hielten gleichsam Rath, wie sie sich seiner bemächtigen möchten. Unterdessen war einer der Unsrigen zufälliger Weise da vorbeigekommen und ein Mädchen hatte ihm mit Thränen berichtet, daß man einen Soldaten des siebenten Regiments ums Leben bringen wollte; dieser eilte nun schnell zu uns und berichtete den Vorfall. Im Nu stürzte Jeder nach Seitengewehr und Tschako und so ging es bunt durch einander zum Hause hinaus und nach dem gegenüberliegenden Weinhause, welches wir bald von den Feinden unseres Alten befreiten; auf der Straße blieb es anfänglich bei Faustkämpfen, aber bald kamen von beiden Seiten die Hirschfänger in Gang, und es begann ein ordentliches Scharmützel, wobei Mancher zu Schanden gehauen wurde. Die Leute unsers Bataillons, von dem Vorfall benachrichtiget, stürzten halb angekleidet aus den Casernen mit Bajonetten bewaffnet, und in der finstern Nacht konnte man weder Freund noch Feind unterscheiden, kurz, es war ein furchtbarer Wirrwarr. Das dritte Bataillon zählte eine große Anzahl Verwundeter, wir nur wenige; Patrouillen wurden nach allen Seiten abgesendet und diese brachten am Ende so viele Gefangene, daß die Wachtstube nicht alle mehr fassen konnte. Die Flucht

sämmtlicher Soldaten machte endlich der Schlacht ein Ende. Am andern Morgen erschien ein Tagesbefehl unsers Brigadiers, in welchem uns unsere Unverträglichkeit sehr verwiesen und den Soldaten beider Bataillone verboten wurde, in einem und demselben Weinhause zusammenzukommen. Von Seiten des Feindes wurden viele Hirschfänger vermißt, denn die guten Leutchen hatten, anstatt sich zu wehren, lieber ihre Waffen weggeworfen, ob sie gleich die Veranlassung zu diesem Streite gegeben hatten.

Die Nachricht, daß die Alliirten die Napoleon'schen Armeen auf allen Punkten geschlagen hätten und noch schlügen, drang endlich auch zu uns, bald darauf erfuhren wir seine Abdankung, seine Verweisung nach Elba, und endlich kam auch die Nachricht von dem mit Frankreich geschlossenen Frieden. Alles jubelte und frohlockte, denn nichts war nun gewisser, als daß auch unsere Entlassung bald erfolgen werde, wie es in unserer Capitulation festgesetzt war. Daraus wurde aber noch nichts, weil die Engländer, trotz des geschlossenen Friedens und der Verbannung Napoleons, keinen Glauben an eine lange Ruhe hatten, was sich auch bald bestätigte.

Nach einiger Zeit erschienen mehrere französische

Schiffe mit weißer Flagge und bald darauf lief eine Escadre, bestehend aus einem Zweidecker, einer Fregatte uud einigen Briggs, ein, welche von der Insel Elba kamen. Die Matrosen kamen ans Land und verführten viele unserer Soldaten, mit ans Schiff zu gehen, von wo sie natürlich nie wieder zurückkamen. Man hätte es diesen Schiffscommandanten leicht abmerken können, daß sie mehr Napoleon'sche als königliche Agenten waren. Nicht lange nach der Abreise der Escadre verbreitete sich das Gerücht, daß Napoleon von Elba entflohen und der König von Neapel, Murat, sich für ihn erklärt habe, worauf wir Befehl zur Ueberfahrt nach Milazzo erhielten, wo der Sammelplatz der Truppen war, welche das Königreich Neapel für den König Ferdinand IV. wieder erobern sollten. Frohlockend nahmen wir von Palermo und mit scheinbarer Rührung von unsern Liebchen Abschied, mit dem Versprechen, daß wir wiederkommen wollten, obgleich Keiner im Ernste daran dachte. Die Boote kamen, wir sprangen fröhlich hinein, gelangten bald an das für uns bestimmte Schiff und gingen sogleich unter Segel. Unsere Fahrt währte nur wenige Stunden und mit sehr gutem Winde liefen wir bald in die Bai und den Hafen von Milazzo ein.

Hier trafen wir schon viele Truppen versammelt, sowohl englische als sicilianische, und täglich kamen noch mehrere dazu. Die Sicilianer brannten vor Begierde, sich bald mit den neapolitanischen Macaroni's zu messen und hofften mit Sehnsucht auf den Tag der Einschiffung. Milazzo hat ein altes Castell, welches früher wohl sehr fest gewesen sein mag, jetzt aber sehr verfallen war und nur ein Regiment Besatzung hatte. Uebrigens hat die Stadt eine Ringmauer, kann aber für keine Festung, wie Blaquière sagt, gelten. Die eine Seite derselben wird vom Meere bespült, die andere Seite stößt an eine ganz unfruchtbare und mit Sand bedeckte Ebene. Hier findet man äußerst guten und wohlfeilen Wein, sonst ist aber nicht das geringste Bemerkenswerthe zu finden.

Endlich wurde der Wunsch der Sicilianer erfüllt; sechs Tausend Mann sowohl englische als auch sicilianische Truppen wurden eingeschifft, um den König zu geleiten, der auf der Höhe von Palermo am Bord eines englischen Kriegsschiffs zu uns stieß. Die ganze Flotte salutirte und nun ging es mit vollen Segeln Italiens Küsten zu. Am Bord unsers Schiffs befand sich ein Affe, der das Eigenthum des Schiffs-Capi-

tains war und oft die drolligsten Streiche machte. Auf demselben Schiffe befand sich auch ein alter Neapolitaner, welcher mit uns die Ueberfahrt machte. Dieser trug eine Perücke, auf welche es der Affe schon längst abgesehen hatte, aber immer noch nicht ankommen konnte, weil der Alte auf seiner Hut war. Eines Tages aber, als wir eben Stromboli passirten, und Jeder im Anschauen des vor uns liegenden Aetna versunken war, machte sich der Affe die Gelegenheit zu Nutze, sprang hastig an dem Neapolitaner in die Höhe, riß ihm die Perücke vom Kopfe und sprang damit, ehe es noch Jemand verhindern konnte, der letzten Querstange des Mittelmastes zu. Das Jammern des alten Mannes, der nun mit entblößtem Kopfe da stand, erregte einerseits unser Aller Mitleid, aber andererseits, wenn wir den Affen, der die Perücke, das Hintere zuvorderst, auf seinen Kopf gestülpt hatte, betrachteten, auch unser Aller Lachen, und endlich lachte der gute Alte selbst mit. Man war nicht vermögend, den Affen zu erwischen, denn er stieg bis zur äußersten Spitze des Mastes und dabei schnitt er solche Grimassen, daß wir uns Alle die Bäuche vor Lachen halten mußten. Am Abend stieg er endlich aus den Masten herunter, sehr bedächtlich die Perücke

unter dem Arm haltend, und so eilte er nach seinem Schlaforte, der unter der Cajütentreppe war, wo man sich denn bald darauf der Perücke bemächtigte und sie dem armen geängstigten Manne wieder einhändigte. Nichts war vor diesem Thiere sicher, es stahl Alles, was es bekommen konnte, vielmals kam es zu den Schlafstellen der Soldaten, bemächtigte sich ihrer Rumflaschen und trug sie fort, nahm Tschako's und stieg mit denselben in die Masten u. s. w. Unter solchen Umständen sind kleine Seereisen sehr angenehm. In der schönsten Jahreszeit, in der Mitte des Mai's verließen wir Siciliens Küsten, wo die Natur im schönsten Flore prangte, die Luft war so warm und der Himmel so heiter, tausende von Fischen umtanzten unser Schiff und unzählige Seevögel umflatterten die Masten, um das geringste Ueberbleibsel, was vom Schiffe in das Meer geworfen wurde, zu verschlingen. Das Schiff erlitt keine heftigen Stöße von den Wellen, es lag beständig Steuerbord, und nie hatten die Matrosen nöthig, Diversionen in den Segeln zu machen; eine Windstille nöthigte uns zwar, einige Tage dicht unter den liparischen Inseln liegen zu bleiben, doch mit demselben Winde, den wir seit der Abfahrt von

Milazzo gehabt hatten, segelten wir nach vollendeter Windstille weiter. Die Matrosen waren verträgliche Leute und Reinlichkeit herrschte aller Orten, zu arbeiten hatten wir gar nichts und an Lebensmitteln keinen Mangel, kurz, es ging uns wohl.

Eilftes Kapitel.

Anblick des festen Landes von Italien und Neapel. — Ankunft in der Bai von Neapel. — Empfang daselbst. — Schilderung des österreichischen Militairs daselbst. — Excursionen in die Umgegend. — Abreise nach Genua. — Aufenthalt in Genua und von da nach England. — Mein Aufenthalt in Portsmouth. — Meine Entlassung vom Militair. — Mein Eintritt in die Dienste eines englischen Officiers. — Beschreibung von Portsmouth und seinen Bewohnern.

Bald erblickten wir in blauer Ferne das feste Land Italiens und bald wurden wir durch Ansichten malerischer Partien erfreut, welche jede Minute mit neuen wechselten; aber unaussprechliche Augenlust wurde uns zu Theil, als wir der Küste so nahe waren, um alle Gegenstände in ihrer natürlichen Größe anstaunen zu können. Einen erhabenen Eindruck machte die Ansicht der Bai von Neapel und in deren Hintergrunde die amphitheatralisch gebaute Stadt, ihr zur

Seite der Vesuv mit seinem Nachbar, dem Monte Somme; ersterer beständig in eine Dampfwolke gehüllt, letzterer beinahe bis zur Spitze mit Reben bekränzt, deren Saft uns später oftmals die Grillen vertrieb. Zu beiden Seiten der Bai gleicht die ganze Landschaft einem Garten, aus dem alle Arten Südfrüchte hervorglänzen. Der Saum der Küste ist mit Batterien wie besäet, aus deren Schießscharten Stücke vom größten Kaliber hervorgucken und jedem vorüberziehenden Schiffe gleichsam die Landung zu verbieten scheinen. Wir segelten ganz friedlich nach dem Hafen, unter Begleitung von unzähligen Booten und Gondeln, die mit schöngeschmückten Herren und Damen angefüllt waren, und die abwechselnd die Könige Ferdinand und Georg leben ließen. Alle Schiffe im Hafen hatten die Flaggen aufgesteckt und wir thaten ein Gleiches. Das Gedränge und Wogen des Volks am Ufer ist kaum zu beschreiben, Prachtkarossen, Fiakres, Lazaroni und Reiter, Damen und Herren, Soldaten des Muratschen, jetzt aufgelösten Heers, Alles wimmelte durch einander. Das Meer ging hohl, und wir konnten denselben Tag nicht ausgeschifft werden, ob wir gleich ziemlich früh vor Anker gingen. Wirklich wurde uns der übrige Theil des Tages sehr

lang und die darauf folgende Nacht noch länger, weil wir alle vor Begierde brannten, die vor unsern Augen liegende Stadt von Innen zu sehen. Jeder war nun bemüht, so viel als möglich seine Waffen und Kleidungsstücke in den saubersten Stand zu setzen, um den schlaulustigen Neapolitanern so viel als möglich zu gefallen. Am andern Morgen geschah unsere Ausschiffung mit unglaublicher Schnelligkeit; binnen einer Stunde zog die ganze Expedition im Parademarsch vor dem Schlosse vorbei, auf dessen Balkon sich die ganze Generalitäi aller anwesenden Truppen befand. Schöne Haltung und schöne Kleidung zeichnete uns vorzüglich aus, und auf unsern Gesichtern war deutlich zu lesen, daß es uns auf den Schiffen nicht übel gegangen war. Kurz, Alles staunte uns an und drückte seine Verwunderung laut aus, welche gewöhnlich mit Verwünschungen Murats und seiner Anhänger begleitet war. Hingegen befanden sich viele der verschiedenen österreichischen Truppen, die wir hier sahen, in dem beklagenswerthesten Zustande. Dazu trug eines Theils die weiße Uniform, welche für den Felddienst nicht gut paßt, da sie zu sehr dem Schmuz ausgesetzt ist, viel bei; andern Theils aber die Lebensmittel, welche von den Commissairen oft gewissenlos

geliefert wurden. Ich selbst habe öfters gesehen, daß die österreichischen Truppen Brot erhielten, das mehr Stroh und Kleie enthielt, als Mehl. Von Allen hörte man Klage über die starken Märsche, die sie vom Po bis Neapel hatten machen müssen; dabei hatten sie bis jetzt nur zwei Kreuzer täglich Sold erhalten, mit der Vertröstung, daß das fehlende später nachgezahlt werden sollte.

Nach beendigter Parade erhielten wir unsere Qartiere in dem Quartiere Santa Magdalena, das im Hintergrunde der Bai am südlichen Ende dicht am Fuße des Vesuvs liegt. Wie gerne hätte ich eine Excursion nach den so nahe liegenden Ruinen von Pompeji und Herculanum gemacht, aber die noch in zerstreuten Haufen umherschweifenden Murat'schen Soldaten machten die Gegend unsicher. Den Vesuv besuchten wir mehrere Male, ohne Erlaubniß unserer Vorgesetzten, und nahmen uns vor, seinen Gipfel zu erklettern, aber jedes Mal war die Zeit zu kurz. Wir begnügten uns daher mit dem, was wir, ohne uns Strafe zuzuziehen, sehen konnten, und kehrten, doch gewöhnlich ziemlich befriedigt, zurück; die schöne Aussicht auf die Bai und nach der Stadt entschädigte immer für unsere mühsamen Wanderungen.

Der König Ferdinand IV. bestieg bald darauf unter großem Jubel des Volks den Thron, bei welcher Gelegenheit ihm zu Ehren viele Feierlichkeiten veranstaltet wurden; überhaupt ließen es die Neapolitaner an nichts fehlen, dem König ihre Anhänglichkeit an sein Haus zu beweisen.

Wir hatten hier nun weiter nichts zu schaffen, wurden daher eingeschifft und gingen im August 1815 nach Genua, wo unsere in Parlament beschlossene Entlassung erfolgen sollte. Doch wurden wir noch bis gegen das Frühjahr 1816 hingehalten. Die Fahrt von Neapel bis Genua legten wir in kurzer Zeit zurück, da uns Wind und Wetter günstig waren. Noch einmal weidete ich mich beim Auslaufen aus dem Golf von Neapel an dessen herrlichen Umgebungen, vorzüglich an dem Vesuv mit seinen Weinbergen, deren Erzeugnisse mir so viel frohe Stunden bereitet hatten, denn nie wird mir der herrliche Genuß der Lacrimae Christi leicht wieder zu Theil werden. Still glitt das Fahrzeug, das mich trug, durch die kleine Enge von Ischia und Procida, welchen beiden Inseln wir so nahe kamen, daß man Alles auf denselben sehr genau unterscheiden konnte. In nicht großer Ferne erblickten wir den Krater eines aus-

gebrannten Vulkans und der Strand war mit großen und kleinen Stücken Bimstein übersäet. Herrliche Weinberge bedeckten den ganzen Theil der Insel, den wir sahen, und Orangen und andere Bäume des warmen Südens erblickten wir in zahlreichen Gruppen. Alles dieses entschwand nach und nach unsern Augen, bis das Vorgebirge, auf welchem Terracina liegt, wieder sichtbar wurde. Ohne Anstoß erreichten wir auch Elba und die nahe daranliegende ganz flach über der Meeresfläche eher einer Sanddüne gleichende Insel Capraja. Sie ist unbewohnt und wird nur des Fischfangs halber von Liburneser und Genueser Fischern besucht.

In der Nähe von Genua angelangt, erblickte man das Fort Diamanti, welches die höchste Spitze von Genua's Festungswerken und nur bei heiterm Wetter dem Auge sichtbar ist. Es kann mit seinem Geschütz nicht nur den Hafen, sondern auch die Rhede bestreichen. Der Leuchtthurm ist der erste Gegenstand, den das Auge beim Einlaufen in Genua berührt. Der Eingang ist so eng, daß man von beiden Seiten denselben jedem Schiffe den Eingang, wenn nicht verwehren, doch sehr erschweren kann; dicht bei demselben ist der Galgen, und gerade als wir einliefen,

zierte ein langbärtiger Genueser denselben. An dem alten Molo gingen wir vor Anker und zwar so dicht, daß wir mit geringer Anstrengung vom Schiff ans Ufer springen konnten. Hier gingen wir auch ans Land und begaben uns durch die Punta del Banco nach dem Quartier St. Thomas. In Allem fanden wir es anders als in jenen südlichen Ländern Italiens; es herrschte mehr Reinlichkeit, die Einwohner waren viel aufrichtiger, gesitteter und zuvorkommender und man konnte wohl bemerken, daß wir unserm Vaterlande um etliche Grade näher waren.

Ueberhaupt mag Genua zu Zeiten der Republik eine der vornehmsten Städte gewesen sein, denn obgleich der Handel zu Lande und zur See, wie mir schien, lebhaft genug war, so hörte man doch allgemein über den Verfall desselben bitter klagen. Die herrlichen Paläste und andere schöne Gebäude zeugen, daß Genua's Erbauer sehr reich gewesen sein müssen. Der Palast Doria am Thore St. Thomas, so wie der in der Gegend der Porta del Aqua sind gewiß ein paar sehenswerthe Prachtgebäude. In letztem wohnte damals der Generalmajor Philipps, und ich hatte öfters Gelegenheit, das Innere des schönen Gebäudes zu sehen. Die Züge gegen die Ungläubigen, in Bildern al fresco

dargestellt, deckten den ganzen Coridor, die obern Gänge und Vorzimmer; oft habe ich mit innigem Vergnügen Stundenlang vor diesen Helden gestanden und mich durch angenehme Rückerinnerungen an die vergangene Zeit daran geweidet. Die Halle, ein etliche tausend Schritte fortlaufender Bogengang, unter welchem man in Gruppen Frauen sitzen sieht, welche Segel verfertigen, ist nicht minder merkwürdig, und in ihren Kreuz- und Quergängen verirrt sich der Unkundige oftmals wie in einem Labyrinth.

Das Seearsenal voller Galeerensklaven, die dort zu den beschwerlichsten Arbeiten gebraucht werden, verdient auch Erwähnung; mehrmals sah ich dem Treiben dieser Hefe der Menschheit zu, wie sie, gleich Thieren eingespannt, die schwersten Lasten ziehen mußten. Das Gebäude an sich selbst ist sehr geräumig und enthält alle Officinen, die zum Schiffsbau erforderlich sind; nur ist zu bedanern, daß Genua nur Werfte für kleinere Schiffe und Galeeren hat.

Diese Galeeren sind aber zur Vertheidignng der Küste und zu Streifzügen sehr zweckmäßig. Oft liefen dergleichen gegen die in dieser Gegend kreuzenden Seeräuber aus; einige Tage vor meiner Abreise brachte man einen Tuneser Corsaren mit einer Goelette ein.

Die Befestigung der Stadt ist sehr regelmäßig und kostbar; wenn man an der Porta St. Thomaso auf den Wall steigt, so kann man rings um die Stadt, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, wandeln. Die Brustwehr ist in sehr gutem Stande und durchaus von Backsteinen erbaut.

Auffallend war uns hier der strenge Winter, der uns, die wir seit mehreren Jahren an das mildere Klima gewöhnt waren, fast unerträglich vorkam. Dergleichen Eiszapfen und Schnee hatten die meisten von uns in Jahren nicht gesehen, was Vieler Bewunderung erregte.

Im Frühjahre 1816 wurden wir nach England eingeschifft, welches wir im März 1816 glücklich erreichten. Dort überfiel mich ein Uebelbefinden, das bald in ein langwieriges hitziges Fieber ausartete und mich dem Tode nahe brachte; man schaffte mich daher nach Portsmouth in das Militair-Hospital, wo ich lange Zeit ohne Bewußtsein lag. Unterdessen waren meine Kameraden ehrenvoll entlassen worden und nach ihrer Heimath zurückgekehrt; dies Alles erfuhr ich lange Zeit nachher; ich gesundete mehrere Male und erkrankte von Neuem, so daß ich mich anderthalb Jahre später noch immer auf englischem

Boden und in englischen Diensten befand. Endlich war ich so weit genesen, daß ich meine förmliche Entlassung erhielt. Während meiner Krankheit hatte ich mir ein hübsches Sümmchen gespart, auch erhielt ich für gutgemachte Kleidungsstücke einen schönen Thaler Geld, so daß ich wohl die Summe von etlichen hundert Gulden beisammen hatte. Der Tag meiner Abreise war festgesetzt, als mich zufälligerweise ein hoher Officier kennen lernte, der eines Dieners benöthigt war; ich engagirte mich bei ihm gegen einen monatlichen Gehalt von vier Pfund Sterling, und ich kann sagen, daß ich mich bei diesem Manne anderthalb Jahr sehr gut befand, was wohl zum Theil dem Umstand zuzuschreiben ist, daß mein Herr die französischen Sitten kannte, denn die dienende Klasse wird hier in der Regel nicht sonderlich behandelt und von den meisten Herrschaften nur als ein nothwendiges Uebel angesehen.

Nach einiger Zeit wurde mein nunmehriger Gebieter von Portsmuth berufen, um zu einem Regimente, das zu London in Garnison stand, zu stoßen; wir verließen Portsmouth zu meinem großen Leidwesen, denn ich hatte manche artig Bekanntschaft daselbst gemacht und überhaupt gefiel es mir dort sehr wohl.

Portsmuth hat einen so großen Hafen, daß er die ganze englische Flotte aufnehmen und durch drei Forts schützen kann; die Schiffs- und Geschützwerfte sind Erstaunen erregend. Eine Seeschule und ein Hospital für Seeleute, beide Anstalten, jede für 3000 Personen eingerichtet, sind gewiß am rechten Orte. Fast keine Stunde vergeht, wo nicht Schiffe von allen handeltreibenden Nationen ankommen, die theils auf der Rhede liegen bleiben, oder auch in den Hafen bugsirt werden; in allen Theilen der Stadt hört man alle bekannte und unbekannte Sprachen reden, denn überall treiben sich fremde Matrosen herum, Vergnügen aller Art suchend. Jeder Einwohner vermeidet gar sehr mit ihnen in Berührung zu kommen, denn meistens sind sie betrunken und begehen die tollsten Streiche. Trotz dem nimmt man sich dieser Menschen sehr an und jeder Einwohner bietet hülfreich die Hand, wenn einer oder der andere von dem in Uebermaaß Genossenen in den Koth geworfen wird; nicht selten ist dieses der Fall, und die Wachthäuser können jeden Abend auf eine Anzahl solcher Gäste rechnen. Größtentheils sind es Matrosen englischer Schiffe, die man in diesem Zustande findet, weil diese vor allen andern Seeleuten am besten bezahlt werden, und nicht selten

giebt es Händel zwischen diesen und den Wächtern. Wenn sie kaum noch vor Trunkenheit die Hände heben können, so fordern sie doch noch immer zum Kampfe heraus und schwingen fortwährend ihre geballten Fäuste, um ihrem vermeinten Gegner mit denselben eins zu versetzen. Sehr oft sind daher die Wächter genöthigt, in Masse über sie herzufallen, um sie zu Verhütung von Schaden zu fesseln und zu knebeln, und wenn sie dann gleich unbeweglichen Klumpen daliegen, so bedienen sie sich doch noch ihrer letzten Hülfe — und schimpfen und schmähen Gott und jeden Menschen, worauf man zum letzten Mittel schreitet: ein Stock wird quer durch den Mund gelegt, mit einer Schnur am Hinterkopf befestigt, so daß weder die Lippen noch die Zunge sich bewegen können. Dadurch wird wohl das laute Brüllen und Schreien beschwichtigt, aber nun erfolgt ein Wimmern, welches nur die gänzliche Abspannuug der Nerven und der Schlaf endigen. So sind diese Menschen in jeder Hinsicht zügellos und doch weit mehr geachtet als der Landsoldat. Ich habe während meines Hierseins nicht allein Soldaten, sondern auch Officiere von dem niedrigsten und gemeinsten Pöbel verunglimpfen sehen, da hingegen die schäbigsten Matrosen mit zuvor-

kommender Artigkeit behandelt wurden. Der Soldat auf englischem Boden ist ein sehr verachtetes Geschöpf; in ganz England findet man die Wohnungen derselben außerhalb der Städte, auch der Chef wohnt nicht darin und nur zu bestimmten Stunden des Tages ist es den Soldaten erlaubt — sehr oft nur unter Aufsicht der Unterofficiere — in die Stadt zu gehen, darum befindet sich auch der Soldat außer Landes viel besser als in England selbst, und wie froh war ich, daß ich dem Panner nicht mehr angehörte.

An die englischen Sitten und Gebräuche habe ich mich nie ganz gewöhnen können, was wohl überhaupt einem Deutschen oder Franzosen schwer werden möchte, denn das steife, stolze, verschlossene Wesen der Bewohner des Inselreichs ist kaum zu beschreiben; schon die in unserm Vaterlande ab- und zugehenden, die sich doch ein wenig nach der guten deutschen Sitte bequemen müssen, sind noch anmaßend genug.

Zwölftes Kapitel.

Reise nach London. — Ankunft in der Themse. — Anblick von London. — Die Mauth. — London und seine Bewohner. — Gebäude. — Ufer der Themse. — Kaufläden und Erleuchtung. — Der Tower. — Das Rathhaus. — Die Börse. — Das Bankgebäude. — Sommersethouse. — Die Westminster=Abtei. — Die St. Paulskirche. — Armenanstalten. — Die londoner Frauenzimmer. — Freudenmädchen. — Die Grüße der Engländer. — Krankheiten der Londoner. — Grabschriften. — Betrachtung über den Charakter der Engländer — Gesellschaftliches, häusliches und Geschäftsleben der Londoner. — Der Sonntag in London.

Nun schwamm ich wieder auf dem trüglichen Elemente und überhaupt auf einem für mich ganz neuen Fahrzeuge — einem Dampfboote, nach London. Ganz erstaunt betrat ich das Fahrzeug, dessen wunderbare Einrichtung, welche die Stelle der Segel und des Windes vertritt, ich noch gar nicht kannte. Ohne Mastbaum, ohne Raaen und Segel sollte sich das Schiff so schnell, ja noch schneller wie ein Segelschiff,

fortbewegen. Als wir unter Segel oder vielmehr unter Dampf gingen, flogen wir mit Blitzesschnelle aus dem Hafen über die Rhede und Gosport vorbei, und obgleich bei etwas conträrem Winde doch noch schnell genug, die Küsten Englands entlang. Hier sahe ich Deal und Dover, beide Hafenstädte, so wie auch in grauer Ferne Calais und die französische Küste. Hier so nahe dem Lande, wo meine Lieben wohnten, ergriff mich wieder ein Anfall von Sehnsucht; aber die Lust, die Welt noch besser kennen zu lernen, wozu ich jetzt die beste Gelegenheit hatte, wurde Meister über dieses Gefühl.

Zu Deal, das eigentlich blos eine offne Rhede und keinen Hafen hat, warf das Fahrzeug für einige Stunden Anker, um Passagiere ans Laud zu setzen. Die Rhede wimmelte von Schiffen, und auch hier sahe ich, so wie in Portsmouth, viele Kriegsschiffe abgetakelt liegen, deren Mannschaft entlassen und jetzt herren- und brotlos in allen Häfen haufenweise herumirrte, weil die furchtbare englische Seemacht seit dem Frieden mit Frankreich sehr vermindert worden war.

Bald fuhren wir weiter um die Spitze von Dover und eilten nun stracks der Themse zu; bald fuhren

wir den Strom hinauf und befanden uns in kurzer Zeit in den Mauern der Stadt der Städte Europens, und schon der Anblick schien mir die Behauptung der Engländer zu bestätigen, daß London allein so groß sei, als die größten Städte Frankreichs zusammengenommen.

Der ganze Fluß war mit Fahrzeugen jeder Art und Größe bedeckt, Boot auf Boot fuhren auf- und abwärts, diese mit Victualien, andere mit Kohlen und wieder andere mit Spazierfahrern, kurz, das Ganze glich eher einer bevölkerten Straße als einem Flusse. Bald kamen wir nach der Mauth, und obgleich wir von Englands Küsten kamen, so mußte mein Gebieter doch seine Papiere und ich seine Effecten vorzeigen, ob nicht etwa ausländische zollbare Sachen sich darunter befänden.

Da mein Gebieter Militair war, so expedirte man ihn früher, als die Andern, worauf ich so schnell wie möglich mit zwei Lastträgern, die ich für ein halbes Pfund Sterling gemiethet hatte, der mir bezeichneten Straße und Nummer unserer Wohnung zueilte, welche die sachverständigen Lastträger sehr genau kannten, meinem vorausgeeilten Gebieter nach. Die Wohnung war nicht fern vom Landungsplatze

und ich wunderte mich, daß diese Leute so viel Lohn für eine so geringe Strecke gefordert hatten. Aber meinem Herrn kam es nicht so theuer vor, sondern er zahlte ohne Weiteres.

Der Eindruck, den der erste Anblick dieser sieben englischen Meilen langen und über eine Meile breiten Weltstadt mit ihren 150,000 Häusern und einer Million Einwohner auf mich machte, wäre eben nicht sehr angenehm gewesen, hätten die schönen Umgebungen das düstere Ansehen nicht gemildert, denn die ganze regellose Häusermasse, bald in breiten, bald in engen winklichen Straßen fortlaufend, ist bis auf die Kuppeln der Thürme beständig in Kohlendampf gehüllt. Die Gebäude, welche die vielen großen, zum Spazierengehen eingerichteten grünen Plätze begränzen, sind von Backsteinen ohne Bekleidung, von rußigem Aeußern und die Prachtgebäude bemerkt man kaum unter den übrigen. Die meisten zwei Stockwerk hohen Häuser haben noch ein Geschoß unter der Erde, die Küche mit Zubehör, auch öfters die Bedientenwohnung enthaltend, was mir vorzüglich mißfiel, obgleich ich eine bessere Wohnung hatte. Höchst zweckmäßig sind die an beiden Seiten der Straßen befindlichen Erhöhungen für die

Fußgänger, von denen außerdem, bei dem ungeheuern Menschengewühl und den sich kreuzenden Equipagen, viele verunglücken würden, was so nicht oft der Fall ist.

Die durch die Themse unterbrochene Verbindung der City und Westminster wird durch fünf (jetzt noch mehrere) große Brücken hergestellt, unter denen sich vorzüglich die neuen eisernen auszeichnen, welche über 1200 Fuß lang und 40 Fuß breit sind. Die älteren sind zum Theil mit Denkmälern versehen. Auffallend war mir der Uebelstand, daß es den Ufern der herrlichen Themse an Kais und schönen Gebäuden fehlte, wie ich sie in Paris und in andern großen Städten sah; dem wird aber jetzt auf einmal abgeholfen.

Unbeschreiblich ist die Pracht der Kaufläden und Waarengewölbe, welche das ganze Erdgeschoß der Häuser einnehmen und an Menge jede andere Handelsstadt weit hinter sich lassen. Bald wurde ich gewahr, daß die ungeheure Menge Frauenzimmer, welche man stündlich, vorzüglich des Abends, hier trifft, nicht blos des Kaufens wegen oder aus Neugierde, Putz und Menschen zu sehen, in die Läden gingen, sondern daß an diesen Orten Rendez-vous

mit Männern auf eine sehr freie und ungezwungene Art gegeben werden, was der Kaufmann nicht zu bemerken scheint.

Verschwenderisch ist im Sommer und Winter für die Erleuchtung der Stadt gesorgt; auf den Straßen, in den Gewölben und Kaufläden droht der Glanz der Gaslichter die Sonne entbehrlich zu machen.

Von den merkwürdigen Gebäuden habe ich bei meinem kurzen Aufenthalt wenige anders als von Außen kennen gelernt. Meinen Herrn begleitete ich ein einziges Mal in das Staatsgefängniß, den Tower (Thurm), wo er bisweilen Geschäfte hatte. Passender wäre wohl der Name Towers (Thürme), da deren mehrere die eigentliche Festung bilden und die übrigen Gebäude schützen. In Eile besah ich die innerhalb der Mauern liegenden Straßen und Thürme, die Burg-Kapelle war eben geschlossen, aber treuherzig erzählte mir ein Soldat der Besatzung, daß darin viele Schlachtopfer der Tyrannei begraben lägen und suchte dies mit einigen Beispielen zu bekräftigen. Die hier befindliche Menagerie enthielt viele wilde Thiere, doch, wie es mir schien, in kränkelndem Zustande. Die Münzgebäude konnte ich nur von Außen

sehen, obgleich ich gern die in einem derselben aufbewahrten Reichskleinodien gesehen hätte. Am wenigsten gefiel mir das Zeughaus, welches eine Menge Waffengattungen aller Zeiten enthält, unter denen manche höchst merkwürdig sein sollen, die ich aber als Vernichtungsinstrumente der Menschheit sehr oberflächlich ansahe. Weiter wollte ich nichts von Innen sehen, weil mir die Gnade, als Bedienter diese Wunder, jedes für einen Schilling, sehen zu können, zu theuer war.

Das londoner Rathhaus kam mir nicht viel größer, als das mancher Provinzialstadt Deutschlands vor; das Außere ist mit Statuen verziert, im Innern ist ein großer Saal, an dessen Eingange zwei schlecht aus Holz gemalte Riesen stehen, von denen der Pöbel sich manches Spukmärchen erzählt. Außer diesen befinden sich in diesem Saal noch mehrere Statuen von fürstlichen und andern merkwürdigen Personen.

Als vorzüglich sehenswerth wurde mir die Börse geschildert, da sie den Mittelpunkt des Handels ausmacht, in deren Innerm täglich Kaufleute aller Nationen zusammenkommen; ich sah sie nur von Außen. Das Bankgebäude hat einen ungeheuren Umfang, das Aeußere gefiel mir sehr, das Innere blieb mir unbe-

kannt, doch soll es nicht schön, aber für den Handel von hoher Wichtigkeit sein; die vor der Bank stehende Statue Karls des Zweiten gleicht eher einem Türken als einem Engländer.

Für den schönsten und größten Pälast Englands hält man Sommerset-House, mitten in der Stadt am breitesten Punkte der Themse, gelegen, ich vermißte aber die freie Aussicht auf den Fluß und die Höhen von Kent.

Der erste Anblick der wunderbar großen Westminster-Abtei erfüllte mich mit Ehrfurcht, ohne mir im Ganzen sehr zu gefallen. Die Westminster-Kirche sah ich nur von Außen, da ihre Berühmtheit in Denkmälern besteht, die nur für Kenner Werth haben.

Die St. Paulskirche mit ihren zwei Thürmen und Kuppeln ist ehrwürdig und majestätisch, das Innere schien mir gegen das Aeußere zu leer; ich besuchte sie während des Gottesdienstes und fand nur wenige Menschen darin. Die übrigen Kirchen sah ich zum Theil gar nicht, zum Theil nur von Außen.

Von den vielen Armenanstalten und Hospitälern habe ich keins kennen gelernt; aber in der

That sind sie gewiß so gut, als sie es dem Rufe nach sind.

Das Pantheon, die großen Kaffeehäuser und viele andere öffentliche Gebäude und Spaziergänge habe ich fast nur im Vorüberfahren kennen gelernt, da mein Herr sich so wenig als möglich in der Stadt aufhielt. Das Drurylane- und Coventgarden-Theater besuchte ich nur einmal aus Neugierde, um mich zu überzeugen, daß hier für mich am wenigsten Vergnügen zu suchen sei. Die übrigen Theater habe ich nur dem Namen nach kennen gelernt.

Größer als in irgend einer andern großen Stadt ist die Zahl der Freudenmädchen, welche, wie die meisten englischen Frauenzimmer, sehr schön sind und unter sich einen gewissen Rang behaupten. Die größte Zahl dieser Priesterinnen der Venus soll aus verheiratheten Frauenspersonen und Mädchen von gutem Rufe bestehen, welche sich in fremden Häusern den Wollüstlingen preisgeben, woran der allgemeine Mangel an Mannspersonen Schuld sein soll. Uebrigens halten die Engländerinnen sehr auf Ehrbarkeit in Wort und That, und man kann durch ein einziges Wort ihrer Gunst verlustig werden, wie es mir anfänglich einige Male erging. So sahe ich

einmal die Tochter meines Nachbars, eines Hufschmiedes, Hemden nähen, und fragte treuherzig, ob sie mir nicht Jemand zuweisen könne, der mir dergleichen machen wollte; worauf ich nicht nur keine Antwort, sondern auch noch böse Blicke erhielt. Ein Bekannter erklärte mir, daß man mit ehrbaren Frauenzimmern durchaus nicht von Leibwäsche, Strumpfbändern und dergleichen sprechen dürfe.

Unter den gemeinen Ständen werden die Frauen häufig von ihren Männern mit vieler Härte behandelt, worüber sie sich nicht einmal zu beklagen wagen. Ein Beispiel, daß ein Mann seine Frau auf öffentlichem Markte verkauft habe, ist mir während meines Aufenthalts in London nicht bekannt worden und wahrscheinlich ist dieser Fall eine Seltenheit geworden.

Die Grüße der Engländer stechen ungemein gegen die der Deutschen ab; oft hörte ich feine Herrchen ihre Bekannten mit einem Damn Ye, You dog, how do You do? (Daß Du verdammt seist, Du Hund, was machst Du?) oder You son of a whore, where have You been? (Du Hurensohn, wo bist Du gewesen?) anreden, und so derb sind sie auch in ihrer übrigen Unterhaltuug; nur in Frauenzimmergesell-

schaft sind sie zurückhaltend und still, können aber die Zeit kaum erwarten, bis diese sich entfernt haben, um ihrer Zunge wieder freien Lauf lassen zu können.

Die Sage, daß es in London zum guten Ton gehöre, in gewissen Jahreszeiten krank zu sein, fand ich in meinem kleinen Wirkungskreise nicht bestätigt, aber im Allgemeinen fehlt es nicht an Kranken. Einen am Spleen Leidenden hatte ich nicht Gelegenheit zu beobachten, obgleich es deren viele geben soll. Die Mäßigkeit und Arbeitsamkeit der Deutschen wird sie hoffentlich vor diesem und ähnlichen Uebeln der Londoner bewahren.

Beispiele von Selbstmorden hörte ich fast jeden Tag, und die Ursachen derselben preßten mir größtentheils Bewunderung aus, während sie die Engländer als vernünftig betrachteten.

Lächerlich fand ich auf den Leichensteinen die meisten Grabschriften; so las ich z. B. „Heute hat mich meine Frau aus der Welt gekehrt“ und „Der Tod ist mein Leben, der Sensenmann mein Bruder“ ꝛc.

Eine treue Schilderung des Charakters der Engländer dürfte mir nicht gelingen; ich fühle es, daß

dazu mehr gehört, als ich besitze; oft wenn ich auf einem festen Punkte zu sein glaubte, brachten mich Widersprüche auf ganz andere Meinung und so wurde mir ein reines Urtheil unmöglich.

Im Allgemeinen fand ich es schwer, mir alle die Tugenden anzueignen, die man zum Leben in dieser großen Stadt nöthig hat. Sogar die Vorsicht zur Erhaltung des Eigenthums muß erlernt werden, da Gauner und Diebe den Unerfahrnen in allen Gestalten umgeben, um ihn zu berücken.

Auch das gesellschaftliche Leben, vorzüglich der Vornehmen in London, ist von dem in Deutschland sehr verschieden; wenn sich bei uns Alles dem Schlafe überläßt, geht dort erst die Zeit des Vergnügens an, und wenn der Morgen graut, findet man noch überall reges Leben. Nachmittags um drei oder vier Uhr begrüßt sich die vornehme Welt noch mit einem guten Morgen, und nach dem Mittagsessen, das gewöhnlich um sechs oder sieben Uhr, auch noch später aufgetragen wird, wünscht man sich einen guten Abend; einen Mittag haben also die Londoner gar nicht. Ein solches Mittagsessen währt oft bis in die tiefe Nacht hinein, wodurch eine eigentliche Abendmahlzeit entbehrlich wird, weil gleich hinterher der Thee folgt. So

lange man ißt, wird wenig gesprochen und getrunken, und Alles bleibt so ziemlich in den Schranken der Ordnung; sobald aber das Tischtuch weggenommen wird, welches das stumme Zeichen ist, daß sich die anwesenden Damen entfernen sollen, so kommen erst die starken und guten Getränke. Nun wird getrunken und gekannegießert bis in die späte Nacht, und nur selten geht Einer der Anwesenden von der Tafel, ohne dem Gott der Reben im höchsten Grade gehuldigt zu haben, wobei Mancher sich unter den Tisch trinkt. Zur Befriedigung eines bei solchen Schmausereien vorzüglich nöthigen Bedürfnisses findet man in den ersten Gesellschaften die Gelegenheit sehr nahe im Gesellschaftssaale selbst, hinter einer Gardine, und jeder der Gäste bedient sich deren ohne Scheu.

Ganz anders aber ist das Leben und Treiben des großen Haufens; vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht ist ein ewiges Gehen und Kommen, ein Fahren, Reiten und Schreien unter der thätigen und unthätigen Volksklasse. Bedürfnisse des Magens werden schon in der Morgendämmerung in die Stadt gebracht und feil geboten, später kommen in langen Reihen Kohlenwagen mit colossalen Pferden bespannt, die sich aus und nach den Magazinen bewegen und

in die entferntesten Theile der Stadt ihren Vorrath verführen; noch später folgen Carossen und Cabriolets mit Herren und Damen, zwischen denen sich die Fußgänger von einer Seite der Straße zur andern durchwinden. Ausrufer von Neuigkeiten, mit Zetteln auf den Rücken und an den Hüten, bieten für einige Pence jedem Vorübergehenden ihre Waare an; so wechseln die Aufzüge den ganzen Tag fast in allen Theilen der Stadt; des Abends ist das Gewühl weniger stark, währet aber bis nach Mitternacht fort.

Auffallend dagegen ist die tiefe Stille, welche des Sonntags überall herrscht, dies ist der Tag der Ruhe und der Andacht für die Arbeitsklasse, und wie es mir schien, der Tag der Langeweile für die vornehme Welt; alle geräuschvollen öffentlichen und Privat-Vergnügungen sind streng verboten, und Viele sehen daher dem Ende des Tags mit Sehnsucht entgegen.

Mein kurzer Aufenthalt in London und der Mangel an Zeit und guter Gelegenheit erlaubte mir nicht mehr als eine sehr oberflächliche Kenntniß davon zu erlangen; auch giebt es gewiß der Berichte geistreicher Beobachter so viele, daß eine umständliche Beschreibung von mir nicht gewünscht werden wird.

Dreizehntes Kapitel.

Reise nach Gravesand und von da nach China. — Frank's Beschreibung des Schiffbruchs der Cabalva. — Strandung des Schiffs. — Empörung eines Theils der Schiffsmannschaft und Bestrafung derselben. — Ankunft am Vorgebirge der guten Hoffnung. — Schreckliche Scenen des Schiffbruchs.

Im Frühjahr 1818 begleitete ich meinen Herrn auf einer Reise nach Gravesand, wo er einen Freund, den Schiffscapitain Dalrymple, Commandeur eines Schiffs der ostindischen Compagnie, besuchen wollte; diesem Manne gefiel ich und nach langem Zureden trat ich in dessen Dienste, um mit ihm eine Reise nach China zu machen. Auf dem Schiffe lernte ich einen jungen Deutschen, Namens Frank, kennen, der als Bootsmann auf dem Schiffe angestellt war und die Mühseligkeiten, die wir auf dieser beabsichtigten Reise ausgestanden haben, später in einem Büchelchen, unter

dem Titel: „A Narrative of the loss of the honourable East-India Company ship the Cabalva, which was wrecked on the morning of Juli 7. 1818. upon the Cargados Garragos Reef in the Indian Ocean. London" treu beschrieben hat, welche Erzählung meines Wissens hier zum ersten Male deutsch erscheint, und statt meiner eignen, mit der seinigen im Wesentlichen ganz übereinstimmenden Beschreibung der Reise dienen mag:

„Es war am 14. April 1818, als die Cabalva, ein Ostindienfahrer von ungefähr 1200 Tonnen, von der englisch-ostindischen Compagnie nach China bestimmt, unter Befehl des Capitain Dalrymple von Gravesand absegelte. Die Equipage bestand aus 130 Mann, mit Inbegriff von sechs Officieren, einem Chirurgen, einem Unterchirurgen, sieben Unterofficieren oder Cadetten, einem Passagier, der im Dienste der Compagnie Zahlmeister gewesen war und nach Canton gehen sollte, und dem Bedienten des Capitains. Ich war zu Gravesand als Bootsmann an Bord gekommen, und der mir wohlwollende Capitain, mit dem ich schon eine Reise in dieser Eigenschaft nach China gemacht hatte, bot mir zum Beweise seiner Freundschaft eine eben vacante sechste Officierstelle

an. Da diese Charge jedoch wenig Vortheile, aber viele Kosten mit sich brachte, weswegen einer meiner Freunde sagte: „was hilft Dir der Titel, wenn Du nicht die Mittel hast, ihn geltend zu machen?“ so trug ich anfänglich einiges Bedenken, dieselbe anzunehmen, welches aber der Capitain gar bald zu verscheuchen wußte, und so trug ich nun sechs Knöpfe auf meiner Uniform.

Wir suchten so viel wie möglich unsere Mannschaft in den Dünen vollzählig zu machen und segelten dann gleichzeitig mit dem Schiffe der englisch-ostindischen Compagnie, Lady Melville, bei günstigem Winde, aber trübem Wetter den Kanal hinab.

Das Schiff befand sich unter der Leitung eines alten erfahrnen Lootsen. Den siebenzehnten April, Vormittags eilf Uhr, als wir mit halben Segeln ungefähr eilf englische Meilen in der Stunde zurücklegten (das Leuchtschiff*) lag damals Nord-Nordöstlich von uns), liefen wir mit einem Male auf den Strand, das erste Mal nur ein wenig, aber später vier bis

*) Ein Zeichen nahe bei Portsmouth, das der Untiefen halber angebracht ist.

fünf Mal mit bedeutenden Stößen. Der Lootse, erschreckt durch den plötzlichen und unvorhergesehenen Unfall, erbleicht, doch bekam er schnell seine Fassung wieder, wendete um, worauf wir auch schnell wieder Fahrwasser bekamen und ohne Aufenthalt weiter segelten.

Der Schiffszimmermann mußte sogleich das Schiff untersuchen, und meldete vier Zoll Wasser in den Pumpen, doch bald darauf meldete er neun. Nun wurde berathschlagt, ob wir unsere Reise fortsetzen oder in einen Hafen einlaufen sollten, um das Schiff zu kalfatern. Man befolgte das Erstere, und der Lootse, über das ihm begegnete, unerklärbare Unglück noch immer niedergeschlagen, ging darauf eilig an's Land und wir setzten unsere Reise fort.

Das Leck vermehrte das Wasser bis zu funfzehn Zoll in der Stunde, und wir mußten Tag und Nacht ohne Aufhören alle Pumpen im Gang erhalten. Wind und Wetter waren uns übrigens sehr günstig; wir hätten fröhlich sein können, wenn nicht das fortwährende Gerassel der Pumpen und das sonderbare Schüttern des Schiffs bei jedem Wellenschlage uns immer an unsere gefahrvolle Lage erinnert hätten. Wir passirten den Aequator mit den gewöhnlichen

Ceremonien*). Kurz darauf entstand unter der Equipage ein gefährlicher Aufstand, der von sehr üblen Folgen hätte sein können, wenn derselbe nicht durch das feste Benehmen des Capitains und der Officiere schnell und glücklich wäre gedämpft worden. Capitain Dalrymple speiste nämlich eines Tags am Bord der Lady Melville, die uns immer zur Seite geblieben war, zu Mittag. Der erste Officier wollte durch eine besondere Behandlung der Segel die Fertigkeit unserer Matrosen auf die Probe stellen, befahl daher die Topsegel zu riefen**), und versprach Jedem ein Nösel Grog, wenn sie es gut machten. Unglücklicherweise gingen die an dem Fockmast so ungeschickt damit zu Werke, daß sie die Topsegel zerrissen. Sie wurden sogleich heruntergerufen und äußerst hart bestraft, wodurch ein starker Wortwechsel mit der Equipage vorfiel, so daß Einige sogar frei heraustraten und einen drohenden Ton annahmen. Diese wurden ohne Weiteres verhaftet, doch dadurch wurde

*) Dazu gehört unter andern, daß, wer den Aequator zum ersten Male passirt, Hals über Kopf in einen großen Kübel mit Wasser geworfen wird.

**) Die Segel werden durch an dieselben befestigte Taue kleiner gemacht.

die Erbitterung nur noch vermehrt. Als der Capitain Abends acht Uhr an Bord kam, so befahl er, daß die Verbrecher bestraft würden; sogleich wurden die Laternen angezündet und einer der Sträflinge wurde hervorgebracht. Der Bootsmann stand schon bereit, die Strafe an ihm zu vollziehen, und wartete nur auf das vom Capitain erfolgende Commandowort, als auf einmal, wie auf ein gegebenes Zeichen, eine Menge Eisenstücken, die aus den Masten zu kommen schienen, auf die Officiere und Mannschaft, die ihrer Pflicht treu geblieben war, stürzte und mit einem wüsten „Hurah" drang der ganze Haufe auf uns ein, und schrie: „nun Alle für Einen und Einer für Alle."

Zu den Waffen! rief der Capitain, und in wenigen Augenblicken waren wir unsererseits Alle mit Pistolen, kurzen Säbeln und Enterbeilen bewaffnet. Zugleich befahl der Capitain einigen Officieren in den großen Mast zu steigen, um zu untersuchen, ob da einige verborgen wären, die vielleicht die Eisenstücke herabgeworfen hätten. Ich stieg daher mit dem zweiten Officiere in den Mast. Wir durchsuchten mit unsern Säbeln alle Ecken, doch fanden wir Niemand. Der zweite Officier stieg wieder herun-

ter auf das Verdeck, doch befahl er mir oben zu bleiben; während dem nun der Matrose, der bestraft werden sollte, ohne daß weiter etwas vorfiel, seine vier Dutzend Hiebe empfing und eben der zweite an den Mast kommen sollte, so entstand zum zweiten Mal ein lautes Gemurr und Getöse unter der Mannschaft und sogleich flogen auch wieder die Eisenstücke nach den Officieren; der Capitain rief mir zu, daß sich doch ein Schurke da oben versteckt halten müsse; doch ich versicherte ihm das Gegentheil. In demselben Augenblicke entdeckte man den Kerl auf dem Verdeck, der mit den Eisenstücken geworfen hatte, und er wurde ohne Weiteres dafür mit sechs Dutzend Hieben belohnt; als auf solche Art noch fünf Andere abgestraft waren, wurde ein Jeder zur Ruhe ermahnt und auf seinen Posten gewiesen, worauf denn auch die Mannschaft, jedoch nicht ohne Murren und Zeichen von Unzufriedenheit, auseinanderging. Die Officiere inzwischen blieben die ganze Nacht auf ihrer Hut und unter den Waffen, doch Alles verhielt sich ruhig. Wir verfolgten unsere Reise mit günstigem Winde und fanden am Vorgebirge der guten Hoffnung das Schiff der Ost-Indischen Compagnie Scaleby Castle. Durch dieses erfuhren wir, daß das

Leuchtschiff, von welchem oben die Rede war, gerade als wir den Kanal passirten, einige Meilen weit von seiner Stelle getrieben worden war; dadurch wurde uns denn das Räthsel gelöst, daß wir in einem so bekannten Fahrwasser hatten auf den Strand laufen können, und der Lootse, der Capitain und wir Alle wurden dadurch von diesem Unfall frei gesprochen. Wir begriffen nun, daß es die Spitze von dem Ower — einem bekannten Felsen bei Portsmouth — gewesen sein mußte, auf welchen wir, durch die falsche Lage des Leuchtschiffs verführt, gestoßen waren; der Capitain erfuhr bei der Gelegenheit zugleich, daß seine Frau glücklich mit einer Tochter niedergekommen war.

Einige Tage nachher wurden wir durch einen Sturm von dem Scaleby-Castle und der Melville geschieden, und jetzt wurde auch unser Leck größer, so daß wir alle Stunden zwanzig Zoll Wasser hatten; daher wurde beschlossen, nicht gerade nach China zu segeln, sondern erst zu Bombay in Ostindien anzulegen und das Schiff daselbst zu kalfatern. Weil wir wegen conträren Windes den Canal von Mozambique nicht hinaufsegeln konnten, steuerten wir südlich Madagascar entlang und hatten unser Augenmerk darauf, zwischen

St. Mauritius oder Isle de France und Bourbon durchzusegeln. An die Pumpen wurde doppelte Mannschaft gestellt und die Officiere hatten ausdrücklichen Befehl, nicht alle Segel beizusetzen, damit das Schiff nicht zu sehr angegriffen und dadurch das Leck noch größer würde.

Wind und Wetter waren anhaltend günstig, seitdem wir das Kap umsegelt hatten; des Sonntags, den 5. Juli, mußten wir nach unserer Berechnung nahe bei St. Mauritius sein; hier hatte der Capitain einen Bruder, der als Oberster in der Armee diente, welchen er bei dieser Gelegenheit zu besuchen wünschte, und wir gaben uns alle Mühe, das Land zu entdecken, sowohl des Tags als auch die ganze Nacht durch bis zum andern Morgen. Wir sahen aber nirgend Land, ob es gleich weder regnerig noch neblig war, und setzten daher unsere Reise fort.

Am Dienstag, den 7. Juli Morgens vier Uhr, als die Wache wie gewöhnlich abgelöst und ich auf das Verdeck gerufen worden war, um unter Commando des zweiten Officiers die Morgenwacht zu übernehmen, bekamen wir Befehl, wohl Acht zu haben und auf unserer Hut zu sein, denn unser Lauf fing, wie man meinte, an bedenklich zu werden. Als der

vierte Officier abgelöst war, stellte ich aus Vorsicht noch zwei Mann an die Spille und einen an den Anker, musterte die Wache auf dem Vorderdeck, und ging nun scharf auf dem Verdeck hin und her.

Der Mond war schon um ein Uhr untergegangen, es war eine Stunde vor Tagsanbruch und gerade der dunkelste Theil der Nacht, doch der Himmel war unbewölkt und heiter, und die Sterne leuchteten überall. Der Wind war stark, aber nicht schwer, und mit Majestät durchschnitt die Cabalva die schwarzen Fluthen. Wir machten mit allen Segeln achthalb Meilen in der Stunde, die Mannschaft lag größtentheils schlafend auf dem Verdeck, und nichts unterbrach die tiefe, düstere Stille, als das Brechen der Wogen an dem Schiff, das Schnarchen der Matrosen, die abgemessenen Schritte der Officiere und mitunter das bange Geschrei eines Vogels, der über unsere Masten hinflog.

Eine halbe Stunde mochte ich ungefähr so auf und nieder gegangen sein, bald nach oben, bald um mich nach den Sternen sehend, bald in den noch immer düstern Gesichtskreis stierend, ob ich etwa etwas entdecken könnte, was uns gefährlich sein möchte, als auf einmal die Schildwachen aus den Masten eine nach der andern „Brandung! Brandung an der Back-

bordseite! umgewendet! — zu spät — Alles verloren — umgewendet!“ schrien.

Es war mir, als wenn man Eis über mich gösse — doch sah ich ein, daß kein Augenblick zu verlieren wäre, ich rief die eben gehörten Worte den andern wachhabenden Officieren zu und lief schnell an das Steuerruder, doch im Augenblicke flog das Ruder an die Backbordseite, das Schiff drehte sich, glitt noch einige Secunden über den felsigen Boden und blieb nun plötzlich mit einem solchen Stoß festsitzen, daß der ganze Boden durch und durch zerschellt wurde; die Masten zitterten wie Grashalmen, und Alles krachte und berstete in seinen Fugen. Das Steuerruder drehte nach allen Seiten, flog wieder nach der Steuerbordseite, und warf den, der an derselben stand, nach der linken Seite hin, wo er für den Augenblick todt lag; ich sah ihn später auch nicht wieder, wahrscheinlich war er todt oder so gelähmt, daß er sich nicht retten konnte. Einer von den Beiden, die ich an den Fockmast gestellt hatte, wurde auch heruntergeworfen, und er ist entweder zerquetscht oder von den Wellen verschlungen worden.

Alles drang jetzt von unten aufs Verdeck, der letzte Stoß hatte die Matrosen aus ihren Kojen und

Hangematten geworfen, Niemand wollte in dem Schiffsraum bleiben. In wenigen Augenblicken wimmelte das Verdeck von meistens halbnackten Menschen und ein schreckliches Schauspiel von Verwirrung, Angst und Geschrei stellte sich nun den Augen dar. Nur dann und wann drang das Commandowort des Capitains und der Officiere durch das Gewühl der Schreienden und Klagenden, durch das Gekrache der brechenden Masten nnd Segelstangen und der berstenden Ribben und Balken im Innern des Schiffs, und die Gewalt der über uns herstürzenden See, die mit gräßlichem Ungestüm gegen das Schiff, funfzehn Fuß hoch, anstürmte. — „Die Boote losgemacht" und „Boote ausgesetzt!" rief man von allen Seiten. Aber dieses war leichter gesagt, als gethan, jeder schrie, doch keiner legte Hand ans Werk; auch wurde das Schiff so schnell von einer Seite zur andern geworfen, daß wir uns kaum noch auf den Füßen halten konnten. — „Den großen Mast gekappt — nieder mit dem Fockmast — weg — weg mit den Masten". — Darauf verbarg sich ein Jeder, so gut er konnte, um vor dem drohenden Fall der Masten und Segelstangen gedeckt zu sein, und so war einige Minuten eine angstvolle Stille. Nun ging es Schlag auf Schlag

mit Beilen und Enterhaken darauf los; der große Mast — auch die andern Masten fielen, und die Raaen, Segel und Taue fielen mit gräßlichem Geräusch in die schäumenden Wogen.

Verloren ist die Cabalva, sagte ich zu mir selbst, mit tiefverbissenem Schmerz; doch wollte ich noch nicht alle Hoffnung aufgeben und arbeitete, als ob noch Rettung möglich wäre, um den Anker, den Bogspriet und was übrigens das Schiff noch erleichtern konnte, über Bord zu werfen, und die Braven unter den Matrosen halfen aus allen Kräften. Vom Befehlen und Gehorchen war gar keine Rede mehr, alle Befehle von dem Capitain und den übrigen Officieren, aller Unterschied hört auf, sobald die Masten gekappt sind.

Vierzehntes Kapitel.

Die Schiffsmannschaft sucht sich zu retten. — Mehrere verunglücken. — Spaßhafter Vorfall. — Tod des Capitains. — Ankunft auf einem Korallenriff. — Leben auf demselben. — Reise nach einer Sandbank und Ankunft auf derselben.

Der Morgen graute im Osten und wurde mit einem dreifachen Hurrah begrüßt.

Wir glaubten in einiger Entfernung ein Schiff zu gewahren und faßten daher wieder neue Hoffnung und Muth zu unserer Rettung. — Aber ach! wir wurden bei dem stärkern Tageslichte gewahr, wie wir uns betrogen hatten. Was wir für ein uns zu Hülfe kommendes Schiff angesehen hatten, war — die graue, aus dem Wasser ragende Spitze eines Korallenriffs.

Inzwischen wurde mit unbeschreiblicher Mühe und Gefahr gearbeitet, um das große Boot auszu-

setzen; endlich war es geglückt und mehrere der Jüngsten und Rüstigsten warfen sich hinein. Die verpflichteten Officiere, ausgenommen der zweite, der später mit Hülfe eines Korkblocks ans Land schwamm, der Zahlmeister, der Passagier, der Chirurg, einige der Unterofficiere und verschiedene Matrosen drangen mit in das Boot, und trieben nun von dem Wrack nach dem Felsen hin, der an verschiedenen Orten aus dem Wasser hervorragte.

Im höchsten Grade abgemattet, kroch ich nach dem Vorderdeck, hier schlang ich meinen Arm um das große Ankerblock und sah mich nun um, ob ich etwa Land, ein Schiff oder etwas anderes, was uns Trost und Rettung geben könnte, gewahrte; — doch ach! ich sah nichts — am ganzen Horizont, nichts als das schreckliche Korallenriff und vorwärts einige niedere Sandbänke. Das Schiff war nach Verlauf einer Stunde schon zerborsten. Das Vorder- und Hinterdeck sahen allein noch über das Wasser heraus, und auch darüber brach sich fortwährend die wüthende Brandung.

Capitain Dalrymple und ein Theil der auf dem Wrack zurückgebliebenen Mannschaft schwammen zwischen Schiffstrümmern, als Masten, Bretern, Ru-

dern, Rippen und Balken umher, und wurden alle Augenblicke von den Wellen niedergedrückt. — Das große Boot, mit ungefähr dreißig Menschen, die sich in dasselbe geworfen hatten, tanzte mit einer wundervollen Gemächlichkeit auf den Wellen, bis sie zwischen die Felsen kamen; hier traf sie eine furchtbare Woge, brach mit einer furchtbaren Brandung unter ihnen hin, spülte sich tüchtig aus, und warf sie nach dem Felsen zu. Es war ein Glück, daß einer der Unterofficiere vor dem Abfahren ein Tau an den Wrack festgemacht hatte, das er immer in der Hand festhielt, und so das Boot von dem Felsen ablenkte; sonst wäre dasselbe, dem es an einem Ruder mangelte, durch die Brandung seitwärts geworfen worden, und Alle darin wären ohne Rettung verloren gewesen.

Einen Augenblick darnach sahe ich den Unterchirurgen, einen sehr liebenswürdigen jungen Mann und einen meiner besten Freunde, mit großer Geistesgegenwart vom Wrack wegschwimmen. Unglücklicherweise hatte er sich zu viel auf sein Schwimmen verlassen, kämpfte lange mit der schrecklichen Brandung, doch endlich abgemattet, sank er vor meinen Augen in den Abgrund.

Während ich nun dahänge und mich nach einer Gelegenheit umsehe, um auch nach dem Felsenriff zu kommen, das ungefähr 150 Faden von dem Wrack entfernt war, und nichts als Tod und Verderben um mich sahe; während meine Augen nach dem mächtigen Wasserbergen starren, von denen der eine höher als der andere langsam anrollte und mit ihren weißen Kronen eine furchtbare Ueberschwemmung drohen und gleichsam ermahnen, sich ja recht fest zu halten — da kommt aus der Kajüte, die noch nicht ganz unter Wasser stand, über gebrochene Balken und andere Trümmern des Wracks, ein alter Matrose zu mir heraufgekrochen, dem man es gleich an den Augen ansehen konnte, daß er sich in der Capitainskajüte ein wenig entnüchtert hatte. „Es wird wohl Zeit, Herr F." sagte er, „daß wir uns auch wegmachen." „Ich weiß nicht, John," sagte ich „was ich Euch rathen soll, ich meines Theils will es noch ein wenig abwarten." Er sagte ferner: „Ein Prischen Tabak muß ich aber erst haben, sonst halte ich es nicht aus." Darauf kroch er wieder hinunter, wo Alles mehrentheils unter Wasser stand — kam schnell mit einem Klumpen Tabak zurück, den er zwischen den Fingern umdrehte, und dann nach dem Munde brachte. „Nun

geh ich, mein Herr!" sagte er, sprang mit fröhlichem Muthe ins Meer und schwamm dem Felsen zu. Ich konnte mich des Lachens, ob es gleich Leben und Tod galt, nicht erwehren, als ich ihm nachsah. Glücklich erwischte er auf seinem Zug einen Linnenballen, der vor ihm her trieb, sonst wäre er an dem Felsen gewiß in Stücken zerschmettert worden.

Derer, die sich unter dem Wind, an das Wrack gehalten hatten, wurden immer weniger, Einige von ihnen waren bereits ertrunken, Andere kämpften noch mit den Wellen, und hie und da trieben Einige auf Balken und andern Schiffstrümmern dem Felsen zu; zu Hülfe konnte ihnen Niemand kommen, so jämmerlich auch das Nothgeschrei war; von achtzig bis neunzig Menschen, die nach Abgang des Boots noch auf dem Schiff geblieben waren, sahe ich kaum noch zwanzig bis dreißig, und die mehrsten in einer traurigen Lage. Unter diesen erkannte ich den Capitain an seinem flanellnen Anzug, den fünften Officier und einige Unterofficiere. Sie wußten nicht mehr, was sie thun sollten; bald saßen sie auf einem Mast, dann schwammen sie von einem Balken nach dem andern, und so matteten sie sich ohne Erfolg ab. Ein Gegenstück davon waren einige Matrosen, die in der Capi-

tainscajüte saßen und einander durch Champagner und Branntwein Muth zutranken.

Jetzt war das Langboot, das groß genug war, um alle die Zurückgebliebenen zu fassen, von dem Wrack gelassen. Der Capitain, der fünfte Officier und ungefähr zwanzig Matrosen und ich bemächtigten uns desselben, und wollten uns zu retten versuchen, doch bald war das Boot von den Wellen zertrümmert und Jeder versuchte sich zu retten, so gut er konnte und mehr als Einer mußte ertrinken. Capitain Dalrymple blieb noch in dem Boot, ob er gleich bis über die Hüften im Wasser stand. Er gab keinen Laut von sich, aber die wilden Blicke, die er um sich warf, gaben genugsame Zeichen von seiner Geisteszerrüttung, sein Zustand war gewiß recht kläglich. — Nicht weit von ihm saß ein armer Mensch, unser Tafelbediente, auch beinahe ganz unter Wasser. Es war seine erste Reise, die er machte; ein niederstürzender Balken hatte ihm den Arm beschädigt, er weinte bitterlich, schrie und rief mich um Hülfe an, so daß mir das Herz blutete, doch ich konnte nicht, ich mußte ihn seinem Schicksal überlassen, und bald darauf wurde er vor meinen Augen von den Wellen verschlungen.

Ich hingegen hatte mich wieder auf das Wrack

begeben und war noch einmal nach dem Vorderdeck gekrochen, wo ich Gelegenheit hatte, noch manchen von meinen Leidenszenossen vermittelst eines Taues, das ich ihnen zuwarf, zu Hülfe zu kommen; jetzt war, das große Balkenfloß vom Wrack weggespült, ich benutzte die herrliche Gelegenheit und erreichte dasselbe durch einen kühnen Sprung; zwei Unterofficiere und einige zwanzig Matrosen hatten sich mit darauf gepackt, und Capitain Dalrymple, der sich von dem in Stücken zerschmetterten Boote wieder auf den Hauptmast gerettet hatte, war so glücklich, auch mit darauf zu kommen.

Wir stachen ab und trieben nun auf den Felsen zu, unglücklicherweise war das Floß nach der Brandung zugekehrt, und wurde nun so gewaltig von derselben hin und wieder geworfen, daß es beinahe keine Möglichkeit war, darauf zu bleiben; wenn ich daran denke, aus welcher Gefahr ich hier so wunderbar gerettet wurde, so hebe ich unwillkürlich meine Hände gen Himmel und danke dem Schöpfer. — Viele brachen Arme und Beine und ertranken, die Stärkern traten fühllos auf die Schwächern; was mich anbelangte, ich sprang, als ich die schreckliche Brandung ankommen sah, von dem Floß herunter, schwamm, bis

sie vorbei war, und arbeitete mich dann wieder darauf. Nach zwölf bis vierzehn solchen Brandungen wurde das Floß endlich auf den Felsen geschleudert. Capitain Dalrymple, auf den ich immer mein Augenmerk gehabt hatte, um ihm so viel mir möglich zu Hülfe zu kommen, war schon in der zweiten Brandung verschwunden, und ich sah ihn nicht wieder. Alle Officiere und Matrosen bedauerten ihn, weil er gegen Jeden gütig und im Ganzen genommen immer edelmüthig gewesen war; es war daher Niemand, der seinen Tod nicht bedauerte; sechs bis sieben Matrosen waren mit ihm ertrunken. Wir Uebrigen erreichten endlich abgemattet und gar sehr zerquetscht den Felsen, wo wir die Andern jammernd und in der tiefsten Betrübniß sitzend antrafen. Wir hatten also glücklich das Ufer erreicht, wenn man ein Stück Felsen von einigen Fuß Größe so nennen will.

Ich hatte zwar mein Leben für den Augenblick geborgen, doch war ich am ganzen Körper braun und blau, und besaß kein Stück meiner Kleidung mehr, denn Alles hing in Fetzen an mir herum. Meine Leidensgenossen empfingen mich mit einem herzlichen Willkommen, und einer der Matrosen bemühte sich besonders dienstfertig gegen mich zu sein, was ich ihm

auch nie vergessen werde. Sobald er mich zu Gesicht bekam, bot er mir einen Trunk Bier an und bedeckte mich mit Allerlei, was er nur auftreiben konnte. Dieser Matrose hieß William Meddon, und wir waren schon früher am Bord des Marquis von Ely Reisegefährten gewesen.

Alle noch Lebende zerstreuten sich jetzt nach allen Theilen des Felsens, auch wurden in Kurzem mehrere Leichen, zum Theil sehr beschädigt, ans Land geworfen. Als wir die Lebenden zählten, fanden wir, daß sich die Zahl der Ertrunkenen, den Capitain und den Chirurgen mitgerechnet, nicht über siebzehn belief. Alle Officiere, Unterofficiere, der Zahlmeister und ein Hundert und zehn Matrosen hatten für den Augenblick ihr Leben gerettet; aber wer stand uns dafür, daß nicht die Fluth höher stieg, und sollten wir auch nicht ertrinken, so konnten wir ja verhungern. Wie es hier um uns stand, läßt sich schwerlich beschreiben. Für einen unbefangenen Zuschauer wäre es gewiß ein sonderbarer Anblick gewesen. Unser Corallenriff, über und über bedeckt mit den Trümmern und der kostbaren Ladung der Cabalva, glich in der That einer bezauberten Insel. Wein-, Bier- und Branntweintonnen, Kisten und Ballen aller Art, zum Theil

voll, zum Theil geleert, allerlei kostbare Gold-, Silber-, Stahl-, Glas-, Porzellan- und andere englische Fabrikate, große Ballen der allerschönsten, feinsten, englischen Kattune von allen Farben, Battist, irländische Leinwand, Damenhüte u. s. w. dieses lag bunt durch einander zerstreut.

Das Schiffsvolk gerieth in einen Zustand, der an Tollheit gränzte, Jeder war sein eigner Herr, an Ordnung nicht mehr zu denken, und Jeder meinte, er wäre sich selbst der Nächste; gleich wilden Thieren fielen sie über Wein-, Bier- und Branntweinfässer, viele über die ganzen Ballen von Battist her, zerrissen dieselben und wickelten sich, zum Schutz vor der brennenden Sonnenhitze, hinein. Man sahe Kajütenjungen, Bedienten, Kochsjungen und Matrosen in Scharlach und Purpur mit weißen Turbans und Mützen, als auch in Damenhüten und Sandalen vom feinsten Zeuche königlich prangen. Viele hatten ihre Lust daran, Alles zu verderben, was ihnen in den Weg kam, anstatt daß sie ihre schwachen und kranken Kameraden mit Etwas bedacht hätten. Doch wir Officiere liefen mit unsern zerrissenen Kleidern halb nackt hin und her, suchten zu erhalten und zu retten, was uns möglich war, und schlugen die Bier-

und Branntweinfässer in Stücke, um der vollkommenen Zügellosigkeit so viel als möglich zu steuern. Einige waren auch beschäftigt, ein Floß zu zimmern und die Boote in Stand zu setzen, und noch Andere machten sich auf den Weg nach den Sandbänken, die sich, in einer Entfernung von drei bis vier Meilen von uns, an dem nordwestlichen Gesichtskreise ausbreiteten. Dicht am Strand standen zwei alte schottische Kanoniere und sahen mit Aufmerksamkeit nach dem Wrack hin, weil gerade in diesem Augenblicke die Brandung die ganze Seite, an der die Kanonen befestigt waren, vom Schiff losriß und niederstürzte. „Nicht wahr, David," sagte der eine, „unsere alten Kanonen hielten doch wohl fest?" „Ja, ja!" sagte der andere „wir hatten sie aber auch tüchtig festgezogen."

Zu meinem Leidwesen sah ich, daß zum allgemeinen Besten gar nichts gethan wurde; es wurde wohl beschlossen, Flösse zu bauen, um uns im Fall hohen Wassers darauf zu halten; denn wären unsere Boote auch brauchbar gewesen, so hätte sich doch kaum der vierte Theil der Mannschaft darauf halten können. — Aber von alle diesem kam nichts zu Stande. Das Wasser fing bereits wieder an zu

steigen, und wir mußten befürchten, daß uns die Fluth während der Nacht überfiel. Ich beschloß daher mich nach der Sandbank zu begeben, wo wir zwar auch wenig Sicherheit zu hoffen hatten, denn es waren nur gewöhnliche Sanddünen, zwei bis drei Fuß hoch über der Oberfläche des Meers, die eben so gut bei der ersten starken Fluth überschwemmt werden konnten; doch wollte ich es demohngeachtet versuchen, und begab mich mit fünf bis sechs Matrosen dahin. Wir nahmen Jeder eine Flasche Portwein unter den Arm, denn an geistigen Getränken fehlte es uns auf dem Felsen nicht, obgleich es uns ganz und gar an süßem Wasser gebrach und Eßbares auch nicht zu finden war.

Barfuß und bis an die Hüften im Wasser, wateten wir langsam auf dem harten und unebenen Felsgrund fort, waren aber dabei doch so glücklich, einen jungen Hai zu entdecken, welchen wir nach einer halben Stunde Jagens tödteten und ans Schlepptau nahmen. Dieser versprach uns für funfzehn bis zwanzig Mann eine gute Mahlzeit.

Gegen neun Uhr kamen wir auf einer kleinen Sandbank an, die ungefähr vier bis fünf Fuß über Wasser stand und drei hundert Schritte lang und ein

hundert und sechzig breit sein mochte. Hier fanden wir schon eine Abtheilung unserer Mannschaft, und nach und nach versammelten sich ihrer immer mehr und mehr. Die Meisten erschienen auch hier in der possirlichsten und wunderlichsten Kleidung, feine Nesseltücher, zierliche Damenhüte und Mützchen; Einige unterm Arm mehrere Flaschen Wein tragend, von dem sie schon eine ziemliche Portion, wie man bemerkte, zu sich genommen haben mochten. Andere schliefen, Andere scherzten und noch Andere zankten und boxten sich, Mehrere fingen Vögel, die über unsere Ankunft auf der Insel sehr verwundert schienen, uns sehr neugierig beschauten, und so nahe zu uns herankamen, daß wir sie tödten konnten, ehe sie scheu wurden.

Funfzehntes Kapitel.

Leben auf der Sandbank. — Das Wrack wird besucht. — Versuch einiger Matrosen mit dem großen Boot zu entfliehen. — Possirlicher Transport eines verletzten Officiers. — Ankunft des todtgeglaubten Untersteurers und dessen Bericht.

Ich sprach mit einigen Matrosen, die mir die verständigsten und redlichsten schienen, um sie zu bewegen, mit nach dem Wrack zurück zu gehen, denn weil der Wind stiller geworden war, schien es mir möglich zu sein, noch einige Wasserfässer und Lebensmittel zu retten, ehe es ganz in Stücken fiel. Wir hatten vor Allem auch das große Boot bei unserer Ankunft auf den Felsen gezogen, und Andere hatten es vorsichtig noch weiter in's Trockne gebracht, um es gegen die anspülende Brandung zu schützen; aber Alle, welche

ich deshalb anredete, antworteten mir mit so kalten Worten und verdrießlicher Miene, daß ich wohl einsah, es sei für diesen Augenblick mit ihnen nichts anzufangen. Ich legte mich daher in den Sand nieder, denn meine gequetschten Glieder verlangten Ruhe.

Ein junger Mann, der Schreiber des Capitains, bat mich mit kläglicher Stimme, mich neben ihm niederzulegen und mit ihm zu sterben; das Erstere war ich willens, denn er hatte sich ein sehr gemächliches Plätzchen ausgesucht; aber über das Andere wollte ich mich doch noch ein wenig bedenken. Bald fiel ich in einen tiefen Schlaf, und da ich nach Verlauf einiger Stunden erwachte, sah ich beinahe die ganze Schiffs-Mannschaft um mich versammelt. Die später Angekommenen hatten sechs bis sieben Stück Pökelfleisch, drei Fässer mit süßem Wasser und noch einige Dutzend Flaschen Wein mitgebracht; doch dieses Alles zusammen mit dem Haifisch und einigen Seekrebsen schaffte immer nur eine sehr karge Mahlzeit für 120 Mann.

Des Nachmittags wurde es wieder Fluth und so stark, daß der Felsen ganz und gar überschwemmt war, Alles was vom Wrack nach demselben getrieben

war und sich über Wasser hielt, trieb nun nach unserer Sandbank zu, die drei bis vier (englische) Meilen davon entfernt unter dem Wind lag. Wir fischten eilig auf, was uns das Nöthigste und Nützlichste schien, doch fanden wir davon sehr wenig, aber desto mehr unnütze Sachen, als wohlriechende Wasser und Seife, Kleider und Schuhbürsten, feine Pomade, Bücher u. s. w. Einen sehr glücklichen Fund machten wir später, worüber ein gewaltiges Freudengeschrei in unserm Lager ertönte; es war ein kupfernes Faß mit Pulver, das ganz trocken geblieben war; mit einem Rassirmesser und einem Stückchen Glas schlugen wir Feuer, und hatten mit Hülfe unsers Pulvers und einiger alten Lumpen gar bald eine hellauflodernde Flamme.

Gegen Abend verfertigten wir uns aus Stücken Holz von dem Wrack und englischen feinen Linnen ein Zelt, in welchem aber kaum vierzig bis funfzig Mann Platz hatten; als dasselbe fertig und so bequem, als es sich thun ließ, zu einem Zufluchtsort für die Nacht eingerichtet war, nahmen Schiffsjungen, Kochsjungen, Kajütenfeger und der ganze Jan Hagel (John Bull) von dem Zelte Besitz, und die Herren Officiere und Vorgesetzten hatten die Ehre und das

Vergnügen, die ganze Nacht durch in Regen und Kälte die Wache zu halten.

Die Furcht, in welcher wir noch immer geschwebt, nämlich von den Wellen verschlungen zu werden, wurde gegen Mitternacht gänzlich verscheucht, denn wir gewahrten, daß das Wasser wieder fiel, ohne die Höhe erreicht zu haben, welche wir befürchtet hatten. Obgleich vom Regen sehr durchnäßt und von Kälte erstarrt, begrüßten wir doch den anbrechenden Tag mit frohem Muth und leichterem Herzen.

Die Nacht und der Schlaf hatten einen Theil der Schiffsmannschaft zur Besinnung gebracht; die wenigen noch übrig gebliebenen Lebensmittel und Getränke wurden durch verständige Uebereinkunft unter Aufsicht und Verantwortlichkeit der Officiere und besonderer Aufseher gestellt, damit sie mit gehöriger Sparsamkeit und in gleiche Theile vertheilt würden; Viele blieben freilich noch bei dem alten Grundsatz: Jeder sorgt für sich selbst, und wollten hier Freiheit, aber keine Gleichheit, sie aßen und tranken von dem frühesten Morgen, so viel sie bezwingen konnten, und hätten gar zu gern das Uebrige noch verwüstet, wenn ihnen die Verständigern nicht die Stirne geboten hätten. Glücklicherweise kamen sie daher auf den

Einfall, sich von uns gänzlich abzusondern und an einer andern Seite der Sandbank, wo man vermuthete, daß viel Bier- und Branntweinfässer angetrieben sein mußten, ihr Lager aufzuschlagen. Sie bildeten dort einen besondern Staat, der, wie man bald bemerken wird, mit Recht der Bierinselstaat genannt zu werden verdiente.

Nachdem wir einige Tage so bei schmaler Kost zugebracht hatten, stiegen wir eines Morgens sehr früh auf, und Jeder bekam sein Schnittchen Schinken, ungefähr zwei Unzen schwer, und eine Theetasse voll Bier. An Brot und Mehl und dergleichen fehlte es uns ganz. Wir hatten fest beschlossen, diesen Tag so viel wie möglich nützlich anzuwenden, und brachen daher in verschiedenen Abtheilungen auf; die Stärksten und Muthigsten erboten sich nach dem Wrack zu waten, um Lebensmittel und trinkbares Wasser zu holen, vor Allem aber auch das große Boot mehr in Stand zu setzen. Ein anderer Haufe zog nach den naheliegenden Sandbänken, wo auch Kasten, Fässer und Trümmern aller Art von dem Wrack angetrieben waren. Die Schwachen, Kranken und Faullenzer, zu welchen letztern Viele gehörten, die eigentlich ein besseres Beispiel hätten geben sollen,

blieben zu Haus, so auch einige Arbeitsleute, die eine Flaggenstange aufrichteten, das Zelt vergrößerten und eine Menge Leinwandballen aufbanden, um sie in der Sonne zu trocknen. Einige, die sich der eingeführten Ordnung noch nicht unterwerfen wollten, liefen in der Irre auf der Sandbank umher; Herr Sewell, der erste Officier, und ich waren von der Partie, die nach dem Wrack ging, wir brachen daher kurz vor der Ebbe auf, um vor der Fluth zurückzukehren. Als wir zwei Studnen auf einem rauhem, harten Felsenboden bis an die Hüften im Wasser fortgewatet waren, stießen wir auf ein großes Boot; acht bis zehn Matrosen hatten sich dessen bemächtigt, und gar bald spürten wir, daß hier ein geheimer Plan im Werke war, der uns zum größten Verderben hätte gereichen können, wenn wir ihn nicht noch zum Glück entdeckt und vereitelt hätten. Anfänglich hielten sich die Matrosen sehr still, doch bald begannen sie barsch zu werden, zumal gegen den ersten Officier, und wollten mit aller Gewalt nicht zulassen, daß wir uns dem Boote nähern sollten; als sie aber von unserer Uebermacht überzeugt waren, strichen sie die Flagge, und Einer unter ihnen entdeckte uns das ganze Complott. Sie hatten noch denselben Mittag mit dem Boot ohne Segel, ohne

Steuerruder, ohne Compaß und eigentlich ohne irgend einen Plan in See gehen wollen. Unfehlbar würden sie gewiß den ersten oder zweiten Tag verloren gewesen sein, und das Boot, unser einziges Rettungsmittel, wäre für uns nicht wieder zu ersetzen gewesen. Wir fanden dasselbe mit Waffen, Eisenwerk, Uhren, spanischen Thalern, Wein, Branntwein, Bier, Mousselin, allerlei Leinenzeug, einem ertrunkenen Schaf, zwölf ertrunkenen Hühnern, u. s. w. beladen. Alles lag bunt durch einander. Auf diesen Sachen saß ein gewisser guter Freund, der zum wenigsten sechs bis sieben große Stücken Nesseltuch um den einen Fuß gewickelt hatte, der dadurch so dick wie sein Leib war. Als er uns zu Gesichte bekam, geberdete er sich wie unsinnig über seinen kranken Fuß. „Ach, er ist vom Gelenke gebrochen!“ rief er uns zu, weil er nicht viel Gutes von uns erwartete. „Die ganze Nacht habe ich in der Hitze gelegen und nichts als Rum und Portwein gehabt, um meinen Durst zu löschen; das überleb' ich nicht.“ Ich bemitleidete ihn, doch sah ich bald ein, daß der Wein und Branntwein wohl besonders seine Fieberhitze herbeigeführt hatten. Wir berathschlagten nun, wie die so gefährliche Maschine nach dem Zelt und zum

Doktor zu bringen sei, als, eben recht, ein großer Grogkübel angetrieben kam, welchen wir auffingen, das Wasser ausschöpften und den Leidenden unter Ach und Weh hineinsetzten. Zu seiner Gesellschaft setzten wir noch einen Käfig mit vier Kanarienvögeln hinein, die später die ganze Fleischportion auf einen Tag für drei Mann abgeben mußten, daneben noch ein lebendiges Schwein, das, an allen Gliedern bebend, eben auf einem Kofferdeckel angetrieben kam. Auf dem Kofferdeckel sah ich zu meiner Verwunderung meinen eignen Namen und bemerkte, daß er bereits durch einige gute Freunde geplündert worden war. Unser Zehn traten wir nun, mit Beute beladen, den Rückweg nach dem Zelte an, mich traf das Loos, unsern kranken Frennd im Grogkübel zu transportiren; ich schob ihn immer vor mir hin, auch nahm ich ihn oft ins Schlepptau und er machte mir wirklich viel zu schaffen. Drei von uns trugen einige aus dem Wrack noch gerettete lebendige Schafe, drei Andere trugen Schweine und drei schlossen den Zug mit Gewehren, außerdem fiel nichts Besonderes vor, als daß wir einige Mal in Untiefen geriethen und dadurch mehrmals in Lebensgefahr kamen. Meine Passagiers in dem Grogkübel schrieen oft gar sehr

doch der eine am meisten, sowohl über sein Bein als über heftigen Durst, vor Allem aber über seinen nassen Sitz, ob er gleich mit einer zerbrochnen Flasche, die wir ihm mitgegeben hatten, fortwährend das Wasser ausschöpfte, wobei er öfters das Gleichgewicht verlor.

Gegen sechs Uhr Abends kamen wir sehr ermattet an unserer Sandbank an, und wurden mit großem Freudengeschrei über unsere reiche Beute empfangen. Der Grogkübel wurde mit einem Zetergeschrei aufs Land gezogen, der Leidende vorsichtig herausgehoben und nach dem Zelt getragen, wobei er unaufhörlich ächzte und bat, daß man ja behutsam mit seinem gebrochenen Bein umgehen möchte. Als ihn der Wundarzt sah, erschrak er über die starke Geschwulst und befürchtete nicht minder, daß der kalte Brand dazu gerathen könne, welches unsern Leidenden sehr beunruhigte. Nachdem man die Stücken Nesseltuch eins nach dem andern abgewickelt hatte, fand man, daß der Fuß weder gebrochen, noch ausgefallen war. Der Wundarzt versicherte, daß es blos eine unbedeutende Quetschung sei, worüber unser Freund nun sehr böse wurde und schwur, daß sein Fuß gebrochen sein müßte. — Mit einem Male hörten wir ein dreimaliges Hurrah an dem Strand und Alles

lief darnach; der erste Officier war mit der übrigen bei ihm zurückgebliebenen Mannschaft mit dem großen Boot angekommen, sie hatten dasselbe mit unbeschreiblicher Mühe über Sand und Felsen geschleppt, es wurde unter großem Jubel ans Land gezogen und nahe bei dem Zelt den Zimmerleuten zum Ausbessern übergeben. Hierauf ging es endlich an unser Mahl. Dieses bestand wieder aus einer Theetasse voll Bier und einer kleinen Portion von ertrunkenem Geflügel, von welchem Mancher, ob es gleich sehr ehrlich getheilt wurde, kaum einen halben Schenkel oder Flügel erhielt. Doch fanden wir unsere Lage um vieles besser; denn unser Vorrath von Lebensmitteln bestand aus sechs jungen Schweinen, funfzig Stücken Pökelfleisch, vier und zwanzig ertrunkenen Hühnern, fünf Dutzend Fässern Bier, vier Dutzend Fässern Wein und einem Dutzend Fässer Branntwein; Zwieback und Wasser gebrachen uns aber ganz; daneben hatten wir auch noch einen Quadranten, einen Sextanten, Horseburgs Wegweiser nach Ostindien, Norry's Seekarte, einige Flinten, Pistolen, Säbel, eine Bratpfanne, Messer, Gabeln u. s. w.; diejenigen, die an der entgegengesetzten Bank gewesen waren, brachten nichts mit, als zwanzig Stück gesalzenes Schweinefleisch;

fünf bis sechs von ihren Begleitern waren noch drei oder vier Meilen zurück. Farquarson, ein Untersteurer, der bereits bei dem Schiffbruch selbst viel Muth und Unerschrockenheit bewiesen hatte, bei unserer Ankunft auf dem Korallenriff nirgends zu finden gewesen war und bereits in der Todtenliste stand, erschien eines Abends zur großen Freude und Verwunderung Aller in unserm Lager; er war einer der Ersten gewesen, die sich von dem Wrack auf das Riff gerettet hatten, und ohne daß es Jemand inne geworden, war er darauf weggegangen, um den nahgelegenen Sandbänken nachzuspüren, ob vielleicht dort ein besserer Aufenthaltsort für uns sein möchte. Was er uns von seiner Entdeckungsreise erzählte, enthielt nichts Tröstliches; vom Morgen bis zum Abend war er längs einer Kette von Sanddünen hingegangen, immer von einer zu der andern schwimmend, oder auf einem Floß sich forthelfend, das er aus herumtreibenden Trümmern des Wracks verfertigt hatte; mit anbrechender Nacht bereitete er sich ein Nachtlager von angetriebenen Leinewandballen. Als er des andern Morgens weit und breit am Horizont nichts als nackte Dünen entdeckte, begab er sich wieder zurück und erreichte, sieben Uhr Abends, sehr abgemattet unser

Lager. Er hatte, so weit er gekommen war, überall noch Trümmern von der Ladung, ausgenommen Lebensmittel, angetroffen Unsere Sandbank schien ihm übrigens die am höchsten über dem Wasser stehende und folglich auch die beste für unsere Niederlassung zu sein.

Acht Uhr Abends wurde wieder eine Officierwache ausgesetzt, theils um das Steigen und Fallen des Wassers zu beobachten und auch vielleicht ein Schiff zu entdecken, das sich hierher verirrt hätte; theils aber um uns vor einem feindlichen Ueberfall auf unsere Lebensmittel und unsere geretteten Güter zu sichern. Deswegen wurde ein großes Wachtfeuer angezündet und unterhalten, und die Wachthabenden, mit Flinten und Pistolen wohl versehen, erhielten den Befehl, Jeden, der auf fünf Schritte unsern Magazinen nahe kam, die dicht bei unserm Zelt aufgestapelt und in eine Umzäunung eingeschlossen waren, anzurufen und auf verweigerte Antwort ihn niederzuschießen.

Sechszehntes Kapitel.

Wunde Füße — Das große Boot wird ausgebessert. — Das Wrack wird zum zweiten Male besucht. — Abenteuer auf dieser Reise. — Bericht eines Officiers über eine Excursion. — Die Bierinsel wird besucht. — Leben der Bierinselbewohner. — Einer derselben verwundet sich selbst. — Art derselben, Fische zu fangen. — Rückkehr nach der Sandbank. — Auffindung der geographischen Lage der Sandbank. — Ausrüstung des großen Boots zu einer Reise.

Durch das immerwährende Barfußgehen auf dem scharfen, harten Felsboden wurden unsere Füße ganz wund; wir rieben sie des Abends mit Branntwein und Pomade, wickelten sie auf den Rath unserer Leidensgefährten in Nesseltuch und legten uns dann nieder.

Auch diese Nacht war kalt und regnerisch, doch brachten wir dieselbe schon besser durch, als die vorige. Mit Tagesanbruch ging ein Jeder, ausgenommen die

Kranken und Fallenzer, wieder an die Arbeit; der Zimmermann und seine Gehülfen gingen mit Eifer an das Herstellen des großen Boots; die Segelarbeiter, deren Geräthschaften wir glücklicherweise alle zusammen in einem großen Sack gefunden hatten, brachten einige Segel zu Stande; Andere verfertigten Stricke und Taue aus zusammengedrehten Stücken Nesseltuch; Einige gingen wieder nach dem Wrack und Andere nach den Sandbänken. Ein Theil blieb zurück, um noch mehr Zelte aufzuschlagen, und wo möglich noch eine höhere Flaggenstange aufzurichten.

Unser erster Officier war diesmal der Anführer derer, die nach den Sandbänken gingen; ich dagegen begab mich mit den Andern nach dem Wrack. Wir kamen daselbst ungefähr gegen neun Uhr an, und fanden, daß das Vorder- und Hinterdeck wohl hundert und zwanzig Ellen näher nach dem Lande getrieben waren; wahrscheinlich hatte sich der ganze Schiffskiel von demselben abgelöst und war auf dem Felsgrunde, auf den es gestoßen war, sitzen geblieben. Als wir in die Kajüte kamen, die noch fast ganz über dem Wasser war, fanden wir dort zu unserer großen Verwunderung einen Matrosen, der platt auf seinem Gesicht neben einem leeren Branntweinfasse in tiefem

Schlafe lag. Wir versuchten ihn zu wecken und aufzurichten, aber er war so besoffen, daß er weder ein Glied seines Körpers rühren, noch einen Laut von sich geben konnte, und in diesem Zustande legten wir ihn, nebst einigen Segeln, Tauen und einigen Dutzend Flaschen Wein, auf ein Floß, auf welchem sich sieben bis acht Mann wegbegaben; wir Uebrigen aber blieben zurück, um das Capitainsboot, welches wir zu unserer großen Freude nicht fern von dem Wrack, wenn gleich sehr beschädigt, sahen, nach unserm Lager zu bringen. Schiffszwieback und andere uns nothwendige Dinge konnten wir vor der Hand in dem Wrack nicht mehr finden, und so traten wir unsere Rückreise, das Boot hinter uns herschleppend, an. Unterwegs trafen wir zwei von den Meuterern, die eben, als wir bis an die Hüften im Wasser wateten, in einen heftigen Wortwechsel gerathen waren; der Eine hielt eine Mütze mit Uhren, Ringen und andern Kostbarkeiten unter dem Arm, der Andere hatte einen nesseltuchnen Gurt voll Dollars um den Leib gebunden. Dieser wollte mit Gewalt dem Andern eine Uhr abkaufen. „Ich gebe dir vier Dollars" sagte er. „Lauf zum Teufel mit deinen Dollars" antwortete Jener. — „Ich gebe dir acht" und mit einem Griff hatte er

eine Handvoll aus der Mütze genommen, wobei denn auch ein guter Theil Uhren, Ringe u. s. w. ins Wasser fielen. Ohne weiter ein Wort zu wechseln, legte der Eine seine Mütze, der Andere den Geldgurt auf ein aus den Wasser ragendes Felsstück, und beide rüsteten sich, um die Sache durch einen ehrenvollen Zweikampf mit den Fäusten auszumachen. Wir nahmen uns nicht Zeit, den Ausgang ihres Faustgefechts abzuwarten, und verfolgten, ohne uns ferner um sie zu kümmern, unsere Straße. Als wir mit dem Capitainsboot im Lager ankamen, wurden wir mit Freude und Jauchzen von Allen empfangen. So wie das vorige, mußten auch dieses die Zimmerleute ausbessern.

Der erste Officier war nun auch von den entlegenen Sandbänken zurückgekehrt und hatte vielerlei sehr nützliche Dinge mitgebracht. Der Vorrath unserer Magazine wurde diesen Tag mit vier Eimern Trinkwasser, vier Tonnen Bier, drei Dutzend Flaschen Wein, vierzig Stücken Pökelfleisch und einem halb ertrunkenen und beinahe verrotteten Schweinchen vermehrt, auch hatten wir einige Segel und Taue geborgen.

Als wir um sechs Uhr unser gewöhnliches Mahl hielten, erzählte uns der Officier seine Abenteuer. Er hatte auf einer Sandbank fünf Leichen unserer

verunglückten Mitbrüder gefunden und sie begraben; eine derselben hatte er an dem flanellnen Kleide als die des Capitains Dalrymple erkannt; an dieser Leiche fehlte der Kopf und der vierte Finger, an welchem er gewöhnlich einen sehr kostbaren Siegelring trug. Wir vernahmen später, daß einer der Meuterer von einem andern angetroffen wurde, als er dem Capitain den Finger abgebissen, weil er anders des Rings nicht hatte habhaft werden können; doch alle Nachforschungen, diesen kostbaren Ring zu erhalten, blieben fruchtlos.

Den folgenden Tag, Freitag den 10. Juli, waren unsere Zimmerleute, Segelmacher und andere Arbeiter sehr emsig im Herstellen des großen Boots. Auch wanderten wieder einige Haufen nach dem Wrack, andere nach den Sandbänken, einige blieben bei den Zelten, zum Theil um die alten auszubessern, zum Theil auch noch neue aufzurichten; andere saßen und verfertigten Kleider, besonders leinene Matrosenbeinkleider, wobei sie sich anstatt des Zwirns schmaler Streifen Nesseltuch bedienten.

Der erste Officier und ich beschossen diesen Tag mit einem beherzten Trupp nach noch weiter entlegenen Sandbänken zu waten, wo wir noch mehr von dem Wrack angetriebene Sachen vermutheten. Wir mußten

auf diesem Zuge die Bierinsel passiren. Als wir ungefähr zwei Stunden bald bis an den Hals im Wasser, bald in dem trocknen Sande gewatet hatten, kamen wir daselbst an. Wie erstaunten wir hier; wir hatten gehofft einen Haufen zügellose Menschen zu finden, so wie sich deren auch noch auf unserer Sandbank vorfanden, aber sie übertrafen diese weit. Ihr Lagerplatz bildete einen Halbkreis, von ungefähr zwanzig großen Biertonnen, welche aneinandergestapelt, die Hintermauer eines kleinen Zeltes bildeten; um nun mit mehr Bequemlichkeit in die Tonnen zu gelangen, hatten sie den obersten Boden eingeschlagen, so daß sie das Bier mit einer alten Lampe oder dergleichen Geräthschaft herausschöpften.

Lebensmittel hatten sie nur sehr wenige, dagegen desto mehr Fische, von denen gerade, als wir ankamen, verschiedene über dem Feuer brieten. Reichlich waren sie mit Säbeln, Pistolen, Vogelflinten, Messern und dergleichen versehen.

Die Meisten unter ihnen gingen nackt und hatten nur um die Hüften einen starken Laken gewunden; von Schmuz und der Sonnenhitze waren sie beinahe kupferfarbig geworden; Jeder hatte ein großes Messer und eine Flasche mit Wein und Branntwein in seinem

Gürtel; über der Schulter hing an einem langen breiten Stück Leinewand eine Muskete, Pistole oder Säbelklinge. Zwei waren gerade in heftigem Streit über eine Vogelflinte; der Schwächere bekam einen Schlag auf den Kopf, daß er zur Erde stürzte, der Sieger zog mit seiner Beute in Jubel ab und schimpfte und fluchte auf den Andern, der wirklich vor der Hand genug hatte und gern schwieg. Ein anderer junger Bursche, ein Bedienter, der auf Vögel Jagd machte, hatte das Unglück, da vielleicht sein Gewehr zu stark geladen war, daß dasselbe zerplatzte und ihm die rechte Hand zerschmetterte. Er ließ dasselbe in den Sand fallen und lief nach Wasser, um das ausströmende Blut zu stillen und abzuwaschen. Wir nahmen ihn mit uns, um ihn durch unsern Wundarzt heilen zu lassen. Drei oder vier, die wohl nicht so zügellos sein mochten, waren mit dem Fischfang beschäftigt und machten eben eine gute Beute. Diesen Fang trieben sie auf folgende Art: nach dem Zurücktreten der Fluth fand sich immer eine große Menge Fische vor, man zog ein langes, breites Stück Leinewand durch das Wasser und fing auf diese Art mehr Fische, als in einem Tage verzehrt werden konnten. Doch zur Zeit der Fluth stand die Sandbank ganz

unter Wasser, so daß nur ein Raum von neun und zwanzig Fuß zwischen den Fässern und der See übrig blieb, wodurch die Lage ihrer Bewohner immer gefährlicher war als die unsrige; doch das Glück, Bier und Brantwein, so viel ihnen lüstete, zu trinken, ließ sie alle Gefahr vergessen, und als wir noch gegenwärtig waren, feierten sie eins ihrer Bacchanalien. Sie tranken Rum mit einander und waren endlich so betrunken, daß sie für ehrbare Bürger des Bierinselstaats wohl gelten konnten. Sie nöthigten uns mit ihnen zu trinken, aber dies schlugen wir ab; dagegen hätten wir gern etwas von ihrem reichen Vorrath mitgenommen, daran war aber nicht zu denken, und wir begaben uns daher, weil gar nichts von ihnen zu erhalten war, wieder auf den Rückweg.

Dreißig Stücken Pökelfleisch, einige Dutzend Bouteillen Wein, zwei leere Fässer, welche wir unterwegs aufgefischt, luden wir auf ein kleines Floß und schleppten es einige Meilen weit hinter uns her; gegen sechs Uhr Abends kamen wir wieder in unserm Lager an.

Nach dem Essen wurde nochmals eine Revision über unsern Vorrath gehalten, der heute mit wenig oder gar nichts vermehrt worden war. Anscheinlich

war auch wenig Hoffnung, dergleichen noch mehr vom Wrack zu retten. Gegen acht Uhr Abends wurden, wie gewöhnlich, die Wachen ausgestellt und die Wachtfeuer angezündet; auf der Bierinsel geschah ein Gleiches, doch gegen Mitternacht pflegte ihr Feuer gewöhnlich zu verlöschen, weil sie alsdann wohl Alle in tiefem Schlafe liegen mochten.

Unter dergleichen Beschäftigungen und kleinen Abenteuern verging auch der Sonnabend, der 11. Juli. Unsere vornehmste Arbeit und größter Betrieb für uns war nun der Fischfang; mit großem Fleiß wurde fortwährend an dem großen Boote gearbeitet, denn auf diesem beruhte alle unsere Hoffnung, um uns in demselben von dieser wüsten Insel zu befreien. Wir hatten nämlich mit Hülfe von einigen zur Seefahrtskunde nothwendigen Instrumenten die Länge und Breite und selbst den Namen des Korallenriffs, an welchem wir gestrandet waren, gefunden, woraus sich ergab, daß die Insel St. Mauritius gegen Süd-Süd-Westen, in einer Entfernung von 250 englischen Meilen, das nächstgelegene bewohnte Land sein müsse. Unser Plan war nun, sobald wir das große Boot einigermaßen in Stand gesetzt haben würden, um das Meer damit befahren zu können, dasselbe mit einem Officier und

einigen Matrosen in dieser Richtung abzusenden und Mauritius oder Bourbon, oder wenn dies nicht gelingen sollte, Madagascar aufzusuchen. Diese Fahrt, in einem offnen Boot, war gewiß mit vielen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft; zumal da uns ein Compaß fehlte, den wir aller angewandten Mühe und Suchens ungeachtet in dem Wrack nicht hatten finden können.

Siebzehntes Kapitel.

Die Zelte auf der Sandbank und ihre Einrichtung und Bewohner. — Amt des Proviantmeisters und dessen gewissenhafte Verwaltung. — Entdeckung einer Quelle süßen Wassers. — Predigt des Zahlmeisters.

Die Zahl unserer Zelte, die wegen ihrer blauen, rothen, gelben und schwarzen Bekleidung sehr nett aussahen, belief sich jetzt auf siebzehn. Die Officiere und Unterofficiere, der Zahlmeister u. s. w., die alle zur Spiesgesellschaft gehörten, auch gleich der Mannschaft auf den Schiffen in Kojen abgetheilt, wohnten in dem größten dieser Zelte, dessen Einrichtung diese war: Inwendig an der Decke hingen an Nesseltuchbändern ein paar zierliche Glaskugeln, welche die ganze Nacht mit Wachslichtern erleuchtet wurden; in der einen Ecke des Zelts im Hintergrunde stand ein Koffer, in welchem die Seefahrtsinstrumente, Karten und Bücher, die wir gerettet hatten, aufbewahrt waren.

In der andern Ecke hatten wir unsere besten Wein- und Branntweinfässer und Flaschen in den Sand vergraben. An den Wänden rings hingen nichts als Gewehre, Pistolen, Säbel, Dolche, Enterhaken, Beile, Messer ꝛc. Der sandige Boden war mit Tüchern, nesseltuchenen und kattunenen Stoffen bedeckt; hie und da lagen Galanteriewaaren und Toiletten, auch wohl spanische Thaler, Uhren und Ringe, die manchmal wie Kieselsteine unter die Füße getreten wurden. Vorn am Zelte saßen die Segelmacher und nähten fleißig an den Segeln für das große Boot; in der einen vordern Ecke saß gewöhnlich unser Passagier nach seiner Gemächlichkeit auf einem großen Ballen, man nannte ihn allgemein den Glücksvogel, denn er besaß, was Jeder von uns missen mußte, ein Hemde, ein Paar Beinkleider, einen Hut, seine Schnupftabaksdose und selbst ein Paar Schuhe, um welche Sachen wir ihn Alle beneideten, weil er sie sehr wenig brauchte, da er ein großer Liebhaber von sitzender Lebensart war. In der andern Ecke hatte sich unser Leidender sein Lager erkoren, er ging nicht vom Platze und war noch immer um seinen Fuß bekümmert, den er auch deshalb sorgsam verbunden hielt. Mitten im Zelte lag gewöhnlich noch ein anderer guter Freund fast

den ganzen Tag ausgestreckt. Er rührte sich kaum und öffnete nie den Mund, als wenn es etwas zu essen, zu trinken oder zu schnupfen gab. Das Lesen war seine ganze Arbeit. Er hielt insbesondere viel von dem englischen Roman Rob Roy, wovon er aber unglücklicher Weise nur den zweiten Theil besaß, die andern Theile befanden sich in dem Bierlande, wo man sie um keinen Preis ausliefern wollte.

Unser vierter Officier war zum Proviantmeister ernannt worden, ein Amt mit viel Mühe und Verantwortlichkeit verbunden, denn es waren gar Viele, die murrten und brummten, besonders wenn die geringen Bier- und Fleischportionen ausgetheilt wurden. Doch mußten wir unserm Proviantmeister das Zeugniß geben, daß er sein Amt mit großer Treue und Ehrlichkeit verrichtete; von dem frühen Morgen bis in die Nacht war er beschäftigt, die kleinen Fleisch- und Bierportionen abzumessen und abzuwiegen, dabei hatte er die Aufsicht über lebendiges Vieh, das aus fünf Schafen und fünf Schweinen bestand, welche letztere wir mit Pomade und wohlriechender Seife fütterten. Für die Schafe hatten wir glücklicherweise einige Bündel Heu aufgefischt, weshalb sie, wie wir selbst, mit kleinen Portionen abgespeist werden konnten.

Von der Unparteilichkeit unsers Proviantmeisters erhielt der Wundarzt eine kleine Probe; dieser gute Mann war etwas krank und schwach, auch mochte ihm die Arbeit nicht schmecken, deswegen hielt er sich gern in der Nähe des Proviantmeisters auf und ging fleißig ab und zu, wenn dieser mit dem Vertheilen der Speisen beschäftigt war. Hier that er denn allerlei Fragen, z. B. wann das Mittagsessen fertig sei, was gegessen würde? und was ihm nur immer sein Magen eingab — worauf er immer trocknen und kurzen Bescheid erhielt. Diesen Tag nun sah er, daß außer den Fleisch= und Bierportionen noch eine besondere Suppe bereitet wurde; er wollte daher den guten Rath geben, einige Portionen mit Butter und Mehl anzurühren, welches Ansinnen aber der Proviantmeister sehr übel nahm, und ihm zu Gemüthe führte „ob er denn Butter und Mehl für die ganze Mannschaft in Vorrath habe? denn hier käme Keinem ein Vorrecht zu" worauf ihm der Andere stillschweigend beistimmte. Im Augenblick darnach kam ein Anderer vom Fischfang nach Hause, doch er hatte nichts gefangen, er sah die lautere Suppe und seufzte: „ach wäre ich doch in Fitzroysquare!" Wenn nun die gewünschte Stunde zur Abendmahlzeit geschlagen hatte,

versammelte sich Alles rund um das Zelt; doch wurde nun erst Rechenschaft abgelegt, was an diesem Tag an Lebensmitteln gefunden oder gerettet worden war. Unglücklicherweise hatten wir gar nichts, nicht einmal ein Fisch war gefangen worden. Nun wurde die Suppe aufgetischt und mit großer Lust gegessen. Kurz darauf — wir saßen noch im Zelt — hörten wir draußen ein dreimaliges freudiges Hurrahrufen, wir flogen Alle hinaus, um zu sehen, was es gäbe, da hatte ein Matrose ein Loch in den Sand gegraben, aus welchem, zu unserer Freude, frisches süßes Wasser heraussprang. Sogleich wurde ein Krug davon geschöpft und herumgereicht, so daß ein Jeder einen frischen Trunk thun konnte. Dies Wasser, milchfarben und ein wenig hart schmeckend, war doch eine große Wohlthat für uns.

Sonntags, den zwölften Juli, ruhte, wie es sich gehörte, alle Arbeit; des Morgens früh hatte sich ein Zwölftel der andern Partei zu uns gewendet, sie waren mehrentheils in traurigen Umständen, stark verwundet, so daß sie größtentheils wundärztlicher Hülfe bedurften. Nachmittags versammelte sich unsere ganze Mannschaft, wir stellten sie rings um das große Boot, das, fast segelfertig, nahe bei dem großen Zelte

aufgerichtet war; Herr Ayres, der Zahlmeister, hielt darauf folgende Rede:

„Kameraden und ihr alle meine getreuen Leidensgefährten! — Wenn wir uns umschauen und unsern Zustand in dieser gränzenlosen Wüste betrachten, und dabei bedenken, wie nahe wir dem Tode vor wenigen Tagen waren, — ja, wie die tiefen Wasserschlünde schon das Grab für uns öffneten und wie wunderbar wir errettet und bis jetzt erhalten worden sind, so erkennen wir gewiß Alle, wem wir diese gnädige Rettung zu verdanken haben.

Ja, meine lieben Brüder! die allmächtige Hand Gottes war über uns, daher ist es auch unsere Pflicht, an diesem heutigen heiligen Tage uns vor ihm niederzuwerfen und ihn für seine große überschwengliche Güte und Hülfe zu loben und zu preisen. Wohl ist es wahr, wir betrauern und beklagen mit Recht den Verlust unsers allgemein verehrten und gewiß von Allen sehr geliebten Capitains; auch vermissen wir mehrere unserer treuen Genossen, die ihren Tod in den Wellen fanden; aber deswegen wollen wir nicht mit Gott hadern, es war *sein* allmächtiger Wille und der Beschluß der Vorsehung, daß einige von uns ihren Tod hier finden sollten, und wir wollen daher

nicht rechten mit seiner Gerechtigkeit, warum er so und nicht anders gethan hat. Laßt uns vor Allem nicht eitel sein und glauben, daß wir um unserer Verdienste willen erhalten worden sind, sondern wir wollen uns vielmehr der züchtigenden Hand Gottes unterwerfen, der uns gewiß dadurch zur Buße leiten will. Wir wollen es ihm aufrichtig bekennen, daß wir arme sündige Menschen sind, auf daß wir des in der heiligen Schrift Verheißenen theilhaftig werden: „Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist Gott liebreich, vergiebt uns unsere Sünden und reinigt uns von allen Untugenden." Darum, meine lieben Brüder, wollen wir uns zu unserm Herrn und Gott hinwenden von ganzem Herzen und von ganzer Seele, und wollen das Trübsal, das über uns gekommen, nimmer vergessen. Laßt uns lieber tief in unser Gemüth und Herz prägen, zur ewigen Erinnerung und Gedenken, wie barmherzig und gnädig uns Gott von dem Wassertod errettet hat.

Ist es Gottes Wille gewesen, uns hier an diese wüste Sandbank zu werfen, so wird er uns auch ferner nicht verlassen und uns unser täglich Brot bescheeren. Wir wollen daher ganz auf ihn vertrauen, daß er uns gewiß aus unserer jetzigen Noth erretten wird.

Gewiß ist es Dein Wille nicht, Du gegen jedes Geschöpf Allbarmherziger, daß so viele arme Menschen, die Du nach Deinem Ebenbild geschaffen, für welche Dein Sohn, der Erlöser, sein Leben am Kreuz geopfert hat, umkommen sollten, noch weniger kann ich glauben, daß uns die Vorsehung auf dieser wüsten Insel verschmachten lassen wird.

Laßt uns daher in Eintracht und Geduld leben und mit Vertrauen auf die Hülfe des Allmächtigen bauen; kein Neid, kein Zwist störe ferner unsere Einigkeit, wir wollen von Herzen und Seele eines Sinnes sein und nur unsere Aufmerksamkeit allein auf unsere Rettung wenden.

Mit Vertrauen wollen wir unser Boot in seine allmächtigen Hände geben und unsere Gebete vereinigen, daß er uns behüten und beschirmen möge. Dann, meine Brüder, wird es wohl eher geschehen, als wir vermuthen, daß wir aus diesem traurigen Aufenthalt gerettet werden. Und keinen Abend werden wir uns dann zur Ruhe legen, ohne unserm himmlischen Vater gedankt zu haben, daß er uns vom Tode gerettet hat.

Nun betet mit mir das Gebet aller Gebete, und damit wollen wir schließen" u. s. w. —

Wenn auch in guten Tagen, und selbst noch in der letzten Zeit, sehr Viele von uns die Gottesverehrung sehr hintenansetzten und leichtsinnig darüber hingingen, so sahe man diesmal die härtesten Gemüther gerührt und die Rohesten schämten sich der Thränen nicht.

Achtzehntes Kapitel.

Vollendete Ausrüstung des großen Boots. — Berathung über die vorhabende Reise. — Frank's körperliche, geistige und wissenschaftliche Vorbereitung zur Reise. — Dessen Abschied von den Sandbanksbewohnern und Abreise. — Reise = Abenteuer.

Den folgenden Tag glückte es uns mit vereinigten Kräften das Boot segelfertig zu machen und für die Reise auszurüsten. Doch führte dieses noch manche und große Schwierigkeit herbei, denn es mangelte uns mitunter am Nothwendigsten, so wie wir auch das nöthigste Gepäck aus allen Winkeln zusammensuchen mußten; doch muß man Allen zur Ehre nachsagen, daß ein Jeder tüchtig Hand an's Werk legte. Das Boot war bestimmt den andern Morgen schon in See zu gehen und die Namen derer, die dasselbe bemannen sollten, hingen, mit großen Buchstaben auf ein Blatt Papier geschrieben, am Eingange des großen Zelts.

So verfloß denn der Montag, der dreizehnte Juli, unter den nöthigen Zurüstungen zu unserer Abreise, und Alles wurde so eingerichtet, um des andern Morgens in aller Frühe ungehindert abreisen zu können.

Gegen Abend hielt ich noch ein berathendes Gespräch mit Herrn Ayres, der stets mit vielem Eifer zum allgemeinen Besten beigetragen und überhaupt in Allem eine besondere Geistesgegenwart und Muth gezeigt hatte. Wir wußten, daß die Passatwinde in vier Strichen von dem Compaß von Südost nach Osten wehten, deshalb beschlossen wir, das Boot so viel wie möglich mit dem Winde zu halten, bis wir die Breite oder Polhöhe von Mauritius gewonnen hätten. Wir wollten daher nach Süden steuern, bis auf die Höhe der Insel laviren, und dann so viel uns möglich gerade nach Osten halten. Auf diese Art und unter Gottes Schutz hofften wir die Insel nicht zu verfehlen. Ein Quadrant, Norry's Seefahrtskunde und zwei Uhren waren die einzigen Instrumente und wissenschaftlichen Hülfsmittel zu dieser Fahrt. Einer der Matrosen machte mir diesen Nachmittag noch ein Geschenk mit einem Paar Matrosenbeinkleidern, die er für mich verfertigt hatte, welche mir auf

der Reise sehr zu statten kamen. Unser Gesammtvorrath von Lebensmitteln bestand aus vier Stück Pökelfleisch, zwanzig Kuchen aus Wasser und Mehl, einem Käse, acht Gallons Porterbier, sechszehn Gallonen Wasser, sechs Flaschen Wein und drei Flaschen Kirschbranntwein. Gerade so viel, um zehn Mann acht Tage am Leben zu erhalten, wenn wir mit derselben Portion vorlieb nahmen, die wir hier auf der Sandbank erhielten. Außerdem nahmen wir drei Masten mit, mit leinenen Segeln, acht Ruder und ein Paar Eimer, um das Wasser auszuschöpfen und einige Taue für den Nothfall, drei Gewehre und etwas Pulver, auch einige Ballen Linnen und andere Zeuche, um uns des Tages gegen die Sonnenhitze und des Nachts gegen die Kälte zu schützen.

Wir wollten zuerst die Insel Mauritius (Isle de France) aufsuchen und fänden wir diese nicht, unsern Cours nach der Insel Bourbon nehmen, und fehlten wir auch diese, geradezu nach Madagascar steuern.

Als wir nun Alles für die morgende Abreise vorbereitet hatten und mir nichts Nothwendiges mehr zu thun blieb, ging ich mich zu baden. Nachdem dies geschehen, durchwandelte ich nochmals unsere kleine

Sandbank, es war eilf Uhr und eine herrliche Nacht, ich war ganz allein und sehr feierlich gestimmt. Nach Norden zog sich die ungeheure große Kette von Sandbänken, wo in weiter Ferne das Wachtfeuer der Bierinsulaner bereits verlosch; auch in unserm Lager war Alles still und in tiefem Schlafe, nur der wachthabende Officier ging einsam an dem Strande herum und sammelte Stücken Holz, die er von Zeit zu Zeit in das Wachtfeuer warf, welches hoch aufloderte und dessen Geprassel sich mit dem Geräusch der schäumenden Brandung vermischte. Wie eine dichte Wassermauer stellte sich diese Brandung an dem östlichen und südlichen Horizonte dem Auge dar.

Bisweilen sah ich durch den hochauffliegenden Schaum die traurigen Ueberbleibsel der Cabalva, in deren Nähe unser Boot ganz zur Abreise fertig stand. Dies Alles rufte mir die große Verantwortlichkeit der morgenden großen Unternehmung in mein Gemüth, denn es hing von der glücklichen Ausführung das Leben und die Erhaltung von mehr als hundert Menschen ab.

Der Himmel über mir war sehr heiter und voller Sterne, der Mond ging am westlichen Horizont unter, und warf einen matten weißen Schein über die ganze

Oberfläche des Meeres. Ich fiel nieder in den Sand auf die Kniee und betete inbrünstig. Als ich mich wieder erhob, sah ich nichts als den dunkeln Sternenhimmel über mir; wie lange ich aber so gelegen, wußte ich selbst nicht. Ich nahm den Lauf der Sterne noch einmal aufmerksam ins Auge, und merkte mir so viel wie möglich nochmals die vier Hauptpunkte der Himmelsgegenden. Fehlten wir darin, so konnten wir nichts auf unserer Fahrt ausrichten. Am allermeisten beobachtete ich die Stellung des südlichen Kreises, welches unser einziger sichtbarer Stützpunkt von Norden nach Süden war, sowie auch den Skorpion, den Mars und die Venus, auch den Mond, welche uns die östlichen und westlichen Spitzen anzeigten. Hierauf ging ich in das Lager zurück und legte mich schlafen, noch einmal empfahl ich mich und mein großes Unternehmen der Vorsehung und schlief sanft und süß bis zum Anbruch des Tages. Noch loderte die Flamme des Wachtfeuers, als ich frischer und munterer erwachte, als ich geglaubt hatte. Im Osten tagte es schon und ich weckte das ganze Lager. Es war ein herrlicher Morgen und der Wind sehr günstig, Alles war in lustiger, fröhlicher Bewegung, auch die Kranken und Schwachen liefen mit nach

dem Strand und blieben heute nicht zurück. Unsern Reisenden wurde heute ein besseres Frühstück gereicht, als gewöhnlich.

Gegen fünf Uhr, als gerade die Sonne im Osten aufging, bestiegen wir unser Boot, Alles drängte sich danach hin, um dasselbe vom Strand in das Wasser bringen zu helfen; unter einem unaufhörlichen fröhlichen Hurrah und den Segenswünschen der versammelten Menge gingen wir an der westlichen Seite der Sandbank vom Ufer, hißten das Vorder- und Besamsegel auf, und als sie Wind fingen, schnellte das Boot auf der offnen Meeresfläche hin. Wir trieben anfänglich vor dem Wind hin, um dadurch die starke Brandung und die Felsenspitzen, die überall unter Wasser Gefahr drohten, zu umgehen. Als wir aber das eigentliche freie Fahrwasser hatten, winkten wir unsern Freunden nochmals mit den Händen über den Köpfen freundlichen Abschied zu, und schnell verloren wir nun die Sandbank aus dem Gesicht, bald auch die versammelte Menge am Strand, dann auch die Zelte — und endlich verschwand auch die Flaggenstange. Wir mußten nun unsere Segel reffen und uns mehr unter den Wind halten. Durch die starke Bewegung des Boots — und wohl mochte

auch das acht Tage lange Fasten daran mit Schuld sein — wurden Alle sehr seekrank, ich allein war so glücklich gesund zu bleiben, aber meine armen Kameraden hatten, bei ihrer vielen Arbeit und Gefahr, noch eine geraume Zeit mit diesem Uebel zu kämpfen.

Die Luft wurde wieder dick und regnerisch, und so blieb es den übrigen Tag; sehr lange konnten wir überhaupt keine Beobachtungen über unsern Lauf machen, öfters sahen wir uns gar genöthigt das vordere Segel einzuziehen und mit einem gerefften Besamsegel beizulegen. Aus dem Stand der Sonne, die einige Mal durch die Wolken blickte, und aus dem Wind bemerkten wir, daß wir Süd-Süd-Westlich kamen. Wir legten ungefähr fünf bis sechs Meilen in der Stunde zurück und beim Untergang der Sonne war es uns möglich, unsern Lauf ein wenig bestimmt zu berechnen. Wir wußten, daß die eigentliche Sonnenferne West-Nord-West war, und hieraus konnten wir schließen, daß unser Lauf ungefähr Süd-West-Süden war. Wir hielten unsere Abendmahlzeit und Jeder bekam vier Loth Fleisch nnd ein wenig Bier. Darauf folgte nun eine sehr lange Nacht, in der gewiß an kein Schlafen zu denken war, weil sehr viel Sprüh-

wasser von den brechenden Wellen in das Boot fiel, so daß wir nur immer beschäftigt sein mußten, dasselbe auszuschöpfen.

Während der Nacht wurde die Luft wieder heiterer und ich konnte die vornehmsten Sterne ziemlich deutlich unterscheiden; der südliche Kreis, war mir bekannt, stand 50° von dem Südpol, darnach berechnete ich, daß unser Cours Süd-Süd-Westen war, wir machten noch immer vier bis fünf Meilen in der Stunde.

Die Sonne ging wieder sehr schön auf; da wir nun wußten, daß die richtige Sonnenferne nach Nord Nord-Osten war, so konnten wir aus dem jetzigen Stand der Sonne und aus dem Winde schließen, daß unser Cours Süd-West-Süden war, bei welchem wir auch den ganzen Tag verblieben, jetzt legten wir in der Stunde fünf Meilen zurück.

Diesen Mittag konnten wir ziemlich richtige Beobachtungen machen, wir mußten deswegen beilegen, weil sonst die Instrumente, die wir dazu nöthig hatten, zu naß geworden wären, wir fanden nach denselben 18° 50′ südlicher Breite; der Unterschied zwischen der Zeit nach der Uhr, welche wir auf der Sandbank gestellt hatten, und der, welchen wir im

Boot wahrnahmen, betrug ungefähr fünf Minuten, oder 1° 45′ Länge, nach welcher Berechnung wir unter dem 58° 44′ östlicher Länge (von London) sein mußten; da aber unsere beiden Uhren naß geworden waren, und es daher leicht sein konnte, daß sie nicht mehr richtig gingen, so konnten wir freilich nicht mit Sicherheit auf unsere Berechuung bauen; doch schmeichelten wir uns, mit der Hoffnung, wenn der Wind so blieb, St. Mauritius morgen zu erreichen, und beschlossen also des andern Tags von acht Uhr bis Mittag wieder beizulegen, und wiederum Beobachtungen zu machen, und dann mit dem Wind gerade auf die Insel loszusteuern, denn deswegen hatten wir das Boot so viel wie möglich in den Wind gehalten.

Wir konnten nur das Fock- und Besamsegel gebrauchen, und mußten dieselben ohnedies noch stark reffen, wobei wir, so viel es die hochgehende See zuließ, das Boot in den Wind hielten. Es kamen öfters solche starke Windstöße, daß die Wellen zu einer fürchterlichen Höhe stiegen, und daß der am Ruder Sitzende sehr Acht haben mußte, denn bei der geringsten Fahrläßigkeit hätten die Wellen überschlagen und das Boot ohne Rettung sinken machen können.

Ja, wir mußten sogar alle vier bis fünf Minuten, wenn die starken Windstöße kamen und so lange diese währten, umwenden und gerade in den berghohen Wogen halten, weil eine solche, wenn sie von der Seite gekommen wäre, uns auf der Stelle verschlungen hätte.

Wunderlich war es gewiß manchmal anzusehen, mit welcher Leichtigkeit das Boot über die hohen Wasserberge hinglitt, wobei wir oft ein tüchtiges Sturzbad bekamen; deshalb mußten auch drei Mann anhaltend Wasser ausschöpfen; bei diesen so starken Windstößen, wobei die See zu einer gewaltigen Höhe stieg, waren wir nicht ohne Besorgniß über unsere auf der Sandbank zurückgebliebenen Kameraden. Wir hatten zu fürchten, daß, wie es öfters bei solchem Wetter geschieht, die hohe Fluth die Sandbank überströmen und Alles wegschwemmen möchte, denn wir hatten aus Horseburg's Wegweiser gesehen, daß es einigen französischen Schiffern so ergangen war, die auf diese Sandbank verschlagen worden waren.

Die Sonne ging unter, und gegen Mitternacht wurde es wieder sehr stürmisch und regnerisch; wir konnten daraus und aus dem Wind

nur unsicher schließen, daß unser Cours nach Süd-Süd-Westen war.

Gegen zwei Uhr wurde es ein wenig heller, aber da sahen wir zu unserm großen Schrecken aus dem Stande des südlichen Kreises, daß wir von Süd-Westen gegen Westen merklich abgekommen waren und nun in Gefahr standen, gänzlich aus dem Winde zu kommen, der uns nach Mauritius treiben sollte. Unglücklicherweise hatten wir diese Nacht unsere Meßschnur mit dem größten Theil unserer Taue verloren, weswegen wir auch die Schnelligkeit unserer Fahrt nur sehr unsicher berechnen konnten. Auch warf die Helle des Horizonts, durch welche wir unsern wahren Cours entdeckten, ein schreckliches Licht auf unsern Zustand — und wir sahen auch nicht, wie wir das Verlorne wieder beibringen sollten. Wir gaben daher alle Hoffnung auf, Isle de France oder Port Louis zu erreichen, und wollten nun lieber unsere Richtung nach Bourbon nehmen.

Neunzehntes Kapitel.

Anblick einer Insel. — Annäherung an dieselbe. — Lieblosigkeit eines vorübersegelnden Schiffs. — Ankunft in dem Hafen Port Louis. — Empfang daselbst. — Entschuldigung des Capitains genannten Schiffs. — Anstalten zur Rettung der zurückgebliebenen Kameraden. — Abreise nach der Sandbank.

Der Tag brach an, es war der 16. Juli, und nach einer langen, regnerischen, schlaflosen Nacht erfüllte uns das anbrechende Licht wieder mit neuem Muth und einiger Hoffnung, obgleich das Wetter noch immer stürmisch und der Himmel bewölkt und dunkel war.

Aber wer vermag es zu beschreiben, wie uns zu Muthe war, als, ungefähr eine halbe Stunde nach Tagesanbruch, plötzlich aus dem neblichen Horizont eine hochliegende Insel zum Vorschein kam. Da erschallte ein lautes Hurrah. Der Hunger, die Nässe und die schlaflosen Nächte hatten uns zum letzten Male abgemattet.

Wir saßen und starrten in die Ferne. Einige rangen die Hände, sahen gen Himmel und riefen zum Schöpfer in Worten ohne Zusammenhang. — Wir überzeugten uns bald, daß das Land, welches wir vor uns sahen, Rouge Island sein mußte, das dicht bei Mauritius liegt. Wir arbeiteten nun aus allen Kräften, und gegen den Wind an, uns der Insel zu nähern, und hißten auch noch das große Segel, das wir stark gerefft hatten; doch der Wind war so stark und dessen Stöße so heftig, daß wir es sogleich wieder einziehen mußten. Bei alle dem glückte es uns doch, näher an das Land heran zu kommen, und ungefähr gegen Mittag hatten wir die Höhe von einem Ort, welchen wir für Port Louis hielten, und von welchem wir zwölf bis vierzehn Meilen entfernt waren, erreicht.

Nun drehte der Wind sich aber gänzlich nach Süden und so hatten wir ihn ganz und gar entgegen, so daß wir keinen Finger breit vorwärts kamen. Wir zogen daher die Segel ein, und ruderten mit allen Kräften wohl zwei ganzer Stunden. Doch die See ging hoch, obgleich sonst das Wetter sehr schön war, und wir gewahrten, daß auch mit Rudern nicht viel zu gewinnen war, und setzten daher alle Segel, aber eingerefft bei. Nun neigte sich der Tag und unser Zustand

würde wohl sehr bedenklich geworden sein, wenn wir die ganze Nacht in demselben hätten zubringen müssen, denn es stand zu fürchten, daß uns, wenn wir wieder von der Insel abgetrieben waren, kein Ausweg bliebe, als nach Bourbon zu steuern. In diesen Augenblicken großer Bekümmerniß sahen wir, es war ungefähr fünf Uhr Nachmittags, ein Schiff aus dem Hafen auslaufen und mit vollen Segeln vor dem Wind auf uns zueilen. Wir glaubten bereits, daß es zu unserer Hülfe abgesandt wäre, denn wir hatten den ganzen Tag die englische Flagge mit dem Nothzeichen und Top geführt und auch von Zeit zu Zeit Nothschüsse gethan.

Wir segelten auf das schnellste und kamen ihm auch wirklich so nahe bei, daß wir unter den Spiegel des Schiffs kamen. Wir schossen, so schnell wir nur laden konnten, ließen große Stücken Leinewand flattern, und schrien aus allen Kräften, das bekannte Hallo — aber sie erbarmten sich unserer nicht, sondern segelten fühllos und unbarmherzig vorbei.

Nun waren wir von unserm Lauf sehr abgekommen, was uns höchst nachtheilig gewesen sein würde, wenn nicht zum Glück nach Sonnenuntergang der Wind etwas günstiger geworden wäre, wodurch wir schnell ganz dicht unter die Küste kamen.

Da wir aber nicht wußten, wo wir einlaufen sollten, es dabei auch sehr dunkel und neblich war, so schlangen wir ein Tau um einen unserer Ballastkasten, und ließen gegen neun Uhr dicht am Lande bei neun Fuß Wasser den Anker fallen, ohne zu wissen, wie nahe oder wie ferne wir von Port Louis waren. Unsere Mahlzeit bestand diesmal aus doppelten Portionen von allem unsern Vorrath; wir stiegen ans Land und versuchten, in nassen Leinentücher gewickelt, ob wir ein wenig schlafen könnten, obgleich der Regen in Strömen herabfiel.

Mit Anbruch des Tages lichteten wir die Anker, und ruderten nun aus allen Kräften vier Meilen längs der Küste aufwärts, wo wir glücklich den Hafen von Port Louis erreichten und in denselben des Morgens acht Uhr glücklich einliefen. Bei unserm Einlaufen rannte auf den Schiffen alles aufs Verdeck und starrte uns mit Verwunderung und Entsetzen an. Auf dem Platz, wo wir anlegten, versammelte sich eine große Menge Menschen; denn unsere Figuren und Kleidungen mochten gewiß sehr auffallend und lächerlich sein.

Von den Zehnen in unserm Boot hatte blos Einer einen Hut, die Uebrigen trugen Turbane von Nesseltuch oder auch Damenhüte aus Zeug, Leder und mit Bande garnirt. Nur Drei der Unsrigen

hatten Matrosenjacken und Beinkleider, die Uebrigen trugen noch von der Sandbank her ihre leinenen buntfarbigen Mäntel, die durch zwei angebrachte Löcher über Hals und Schultern hingen. Hemden, Schuhe und Strümpfe besaß Keiner. Dabei waren unsere Gesichter, Hände und Füße, überhaupt der ganze Körper, von Regen, Seewasser und der starken Hitze so schwarzbraun geworden, daß wir eher das Ansehen von Wilden oder Otaheitern, als von Europäern hatten. Der Zusammenlauf wuchs von Minute zu Minute, und Alles bestürmte uns mit tausenderlei Fragen. Doch müssen wir es ihnen auch zum Ruhme nachsagen, daß sich die Mehrsten blos herbeidrängten, um uns zu helfen und mit irgend etwas zu erquicken, oder um unsere Bedürfnisse zu vernehmen. Sie reichten uns Früchte, Brot, Kaffee, Grog und alles, was wir nur wünschen mochten, und luden nns auch ein, in ihre Häuser zu kommen. Herr Ayres ging ohne Aufenthalt zum Agenten der Ost-Indischen Compagnie, um ihn von unserm Zustand zu unterrichten, unterdessen ich Sorge trug, daß unser Boot und Alles, was sich darin befand, in Sicherheit gebracht und an den Hafenmeister gegeben wurde. Von diesem hörte ich nun, daß das Schiff, welches gestern Abend so

fühllos an uns vorbeigesegelt war, ein Kauffartheischiff, die Schwalbe, befehligt von Capitain Oliver und nach Bombai bestimmt, gewesen sein mußte, weil denselben Tag kein anderes Schiff aus dem Hafen gelaufen war*). In Port Louis lud mich ein Franzose

*) Ich habe später vernommen, daß Capitain Oliver sich durch meinen Bericht beleidigt gefunden hat, und muß zu seiner Vertheidigung hier bemerken, daß er sich bereit erklärt hat, vor dem Lord=Major einen Eid darüber abzulegen, „daß unser Boot weder von ihm, noch Jemand auf seinem Schiff gesehen worden ist.“ Ich berufe mich daher auf den Hafenmeister und seine Aussage; wenn dieser gefehlt hat, so fällt die Schuld des Mißverständisses auf ihn. Wir segelten sehr nahe an dem Spiegel des Schiffs vorbei, so daß wir Alles darauf sehr deutlich unterscheiden konnten; wir riefen, wie ich schon gesagt habe, so laut und so anhaltend wir nur konnten, ließen große Stücken Leinewand flattern, und schossen mit unsern Gewehren, so schnell es uns nur möglich war. Wir wußten es in der Verzweifelung nicht anders zu erklären, als daß sie uns in unserer wahrhaft auffallenden Kleidung für eine Bande Seeräuber oder Wilde mußten gehalten haben, welche sie sich die Mühe sparen wollten, zu vernichten, da es die furchtbar über uns hinstürzenden Wellen schon selbst thun würden. Oder hofften sie vielleicht, wenn wir wirklich ihre Mitbrüder waren, daß der Wassertod uns bald ein ewiges Stillschweigen auflegen würde und ihr fühlloses unbarmherziges Betragen nicht an den Tag käme? — Doch so wollte es die Vorsehung nicht, das Leben so vieler Unglücklichen sollte gerettet werden.

ein, bei ihm zu wohnen, er stattete mich mit Wäsche und trocknen Kleidern aus, und bat mich sehr bei ihm zu bleiben. Nachdem ich nun einen mäßigen Imbiß genossen hatte, denn nach so langem Fasten mußte ich im Essen und Trinken sehr vorsichtig sein, war ich äußerst begierig zu wissen, ob es Herrn Ayres geglückt war, ein Schiff zur Befreiung unserer armen unglücklichen Zurückgebliebenen zu bekommen. Zu meiner größten Freude hörte ich, daß der Agent der Compagnie und der commandirende Seeofficier unsern Wünschen sehr bereitwillig entgegengekommen waren, so wie überhaupt in derlei Fällen die englische Marine sich immer sehr hülfreich gezeigt hat. Wir erhielten davon noch eine andere Probe; schon eine Stunde nach unserer Ankunft in Port Louis war der Magician, eine englische Fregatte, vollkommen segelfertig und bereit die Anker zu lichten, um die zurückgebliebene Mannschaft der Cabalva zu retten, die königliche Brigg Challenger sollte dieselbe begleiten. Herr Ayres, zwei von unsern Bootsleuten und ich begaben uns nun an Bord des Magicians, um ihnen in den Untiefen zur Noth als Lootsen zu dienen, die Uebrigen blieben in Port Louis zurück. Wir wurden von Capitain Purvis mit großer Freundschaft empfangen und aufgenommen.

Der plötzliche Uebergang von mancherlei Noth, Leiden, Elend und Angst zu einem glücklichen und leidensfreien Zustande hatte auf meine Sinne eine besondere Wirkung hervorgebracht, so daß ich mich dessen, was diesen Tag geschehen, nicht recht in Zusammenhang erinnern kann. Das weiß ich wohl, daß sie mich in eine geräumige und bequeme Kajüte geleiteten, wo ich mich in ein warmes Bett legte und in einen tiefen erquickenden Schlaf sank, aus welchem ich erst nach siebzehn Stunden erwachte.

Wir hatten den ganzen Freitag und Sonnabend lauter stürmisches Wetter, so daß unsere meisten Segel zerrissen und verschiedene unserer Segelstangen über Bord gingen.

Zwanzigstes Kapitel.

Ankunft an der Sandbank. — Empfang daselbst — Bericht über das, was sich während unserer Abwesenheit daselbst zugetragen. — Ausdruck der Freude über unsere Ankunft. — Abreise von der Sandbank. — Ankunft und Aufenthalt in Port Louis. — Abreise nach England. — Ankunft und Empfang in London. — Frank's Lohn und Beförderung.

Sonntags den zwanzigsten Juli sahe unsere Wache in der Raa die weiße Brandung des Korallenriffs und schrie nun mit lauter Stimme: „Brandung an Backbordseite!" und der alte französische Steuermann rief nun aus aller Macht das alte: „Umgelegt, umgelegt!" Dies Wort war aber seit dem unglücklichen Morgen so tief in meine Seele gedrungen, daß ich am ganzen Leibe zitterte, als ich es wieder hörte. — Diesmal aber war es mit keiner Gefahr verbunden, und wir steuerten an der linken Seite der Bank hin.

Wenn ich aber und Herr Ayres nicht dabei gewesen wären, so hätte die Fregatte wohl schwerlich den Weg durch die Untiefen gefunden, denn der Lootse schien sehr wenig mit diesem Fahrwasser bekannt zu sein. Zu großer Freude entdeckten wir nun auch die Flaggenstange unserer Kameraden, dann die Trümmer der Cabalva, dann die Zelte und die Sandbank selbst. Capitain Purvis grüßte alle zehn Minuten mit einem Kanonenschuß, und wir sahen, wie sie antworteten, indem sie große Haufen Pulver anzündeten. An dem Eingang der Meerenge kam uns der erste Officier mit ungefähr acht Mann in einem Boot zu Gesicht, die Wellen gingen sehr hoch und wir fürchteten jeden Augenblick sie versinken zu sehen; doch sie erreichten uns glücklich, eben als sie Gefahr liefen, wegen eines großen Lecks zu sinken. Wir empfingen sie mit großer Freude, und Herr Semill erzählte uns nun kurz, was sich seit unserer Abwesenheit zugetragen hatte.

„Wir suchten fortwährend" sagte er „in dem Wrack und auf der Bank nach Lebensmitteln und andern uns nöthigen Dingen, aber leider fanden wir nichts; doch waren wir glücklicher im Fischefangen. Der Geist der Zwietracht und Uneinigkeit fing an sich zu regen und um sich zu greifen, und täglich liefen

Mehrere von uns zu den Meuterern über; doch hatten wir, so lange sie noch mit Bier und Branntwein versehen waren, von ihnen Nichts zu fürchten. Sie hatten viel Glück im Auffinden von Schildkröteneiern, die ihnen zu einem vortrefflichen Nahrungsmittel dienten. Wir waren aber sehr eifrig beschäftigt, unser Capitainsboot herzustellen, und wollten damit auf Entdeckungen ausgehen, um vielleicht nördlich eine höhere Sandbank zu finden; auch bauten wir Flöße von dem vielen Holz, was wir vom Wrack herholten, um darauf unsere Habseligkeiten zu transportiren. Euch und Euer Boot hatten wir beinahe gänzlich aufgegeben, denn das Wetter war kurz nach Eurer Abreise so stürmisch und ungestüm geworden, daß beinahe auch unsere ganze Sandbank überschwemmt worden wäre; gerade waren wir zum Gebet und Gottesdienst versammelt, als der Bootsmann, der zufällig nach dem Meere hinaussah, plötzlich ausrief: „ein Schiff, ein Schiff!" und gleich Sinnlosen liefen Alle umher. Alles stürzte nun nach dem Strande, und es ertönte ein unaufhörliches Hurrah, darauf zerstreute sich der Haufe nach allen Seiten. Einige fielen über die Eßwaaren, aßen und tranken; Andere brannten große Haufen Pulver an, als Signale für die Fregatte;

noch Andere rissen im Taumel der Freude die Zelte um; nur einige Wenige fielen auf die Kniee nieder, dankten Gott für die nahe Rettung, und bemühten sich der überhand nehmenden Unordnung zu steuern und der Fregatte Zeichen zu geben. Während dem wurde das Boot ins Wasser gebracht, und ich drängte mich mit acht Mann hinein und stieß ab; das zurückgebliebene Volk wurde nun noch zügelloser und fiel in Haufen über die Vorräthe her, so daß es die übrigen Officiere nicht mehr verhindern konnten. Doch hoffe ich, daß sie nun zur Besinnung gekommen sein werden." Diese Nacht legte sich die Fregatte bei zwölf Faden Tiefe vor Anker. Des Montags Morgens wurden die Anker wieder gelichtet, und gegen Abend ankerten sie wieder eine Meile von der Sandbank, gerade den Zelten gegenüber. Noch diesen Abend sandten wir ein Boot ans Land, welches noch einige Officiere und Unterofficiere an Bord brachte. Die Freude von beiden Seiten, uns nach diesem zwar kurzen, aber erfahrungsvollen Zeitraume wieder zu sehen, war sehr groß. Alle wurden von Capitain Purvis zum Mittagsessen eingeladen und saßen in ihrer Sandbanksuniform an der Tafel. Der Abend wurde sehr fröhlich verlebt und Nichts gesprochen

wodurch nicht Mancher von der Gesellschaft durch die Vorfälle, die noch nach unserer Abreise stattgefunden hatten, seinen Theil bekommen hätte. Dabei kam die Reihe auch wieder an unsern armen Patienten; dieser war bei der allgemeinen fröhlichen Verwirrung, die über das Erscheinen der Fregatte entstanden war, in die Vorrathskammer gekrochen, und da fand ihn der Proviantmeister gerade, als er im Begriff war, einen Brei von rohem Mehl, Speck, Rosinen, Bier und Fett in aller Eil' zu verschlucken, woran er die ganze Nacht entsetzliche Beschwerden litt.

Capitain Purvis ging selbst den folgenden Morgen, Montags den ein und zwanzigsten, mit einigen Officieren ans Land, er nahm einige Säcke Schiffszwieback mit, die ein wahrer Leckerbissen für das Schiffsvolk waren, und in wenig Minuten war Alles aufgezehrt. — Die Menterer hatten kaum den Wimpel von der Fregatte gesehen, so waren sie aus ihrem Lager aufgebrochen und hatten sich zu uns verfügt; als die Officiere um Verzeihung für sie baten, so wurde an ihr früheres schlechtes Betragen nicht mehr gedacht. Sie bedauerten nur, daß sie in ihrem Lager drei große Fässer Bier und Branntwein hätten im Stich lassen müssen und wollten diese vor

der Abreise von dieser glücklichen Insel gern noch austrinken.

Die ganze Mannschaft der Cabalva wurde nun diesen Tag noch eingeschifft. Viele der Matrosen hatten in ihren Kleidern allerlei Kleinodien zu verbergen gewußt; sie wurden aber scharf untersucht und mußten das bei ihnen Gefundene wieder herausgeben. Später aber wurde Leinwand, Nesseltuch und Tuch unter sie ausgetheilt, nach dem Maaßstabe, wie sie sich beim Schiffbruch und auf der Sandbank betragen hatten.

Unser erster Officier blieb auf der Fregatte; wir Uebrigen aber gingen an Bord des Challengers, welcher den zwei und zwanzigsten unter Segel ging; die Fregatte blieb aber noch einige Tage hier, um zu versuchen, ob nicht noch etwas von der versunkenen Landung zu retten sei.

Den acht und zwanzigsten Juli, es war der vierte merkwürdige Dienstag dieses Monats, kamen wir glücklich und wohl in Port Louis an; Dienstag den siebenten litten wir Schiffbruch; den vierzehnten liefen wir mit unserm Boot aus, um Land zu suchen, den ein und zwanzigsten wurde die Mannschaft der Calbalva eingeschifft und den acht und zwanzigsten kamen wir zu Mauritius an.

Und so wurden wir wider unsere Erwartung aus unserer so gefährlichen und unglücklichen Lage so bald und so glücklich erlöst.

Möchte doch Keiner den gnädigen Beistand der gütigen Vorsehung von dem ersten Morgen des Schiffbruchs bis zu unserer Ankunft auf Mauritius vergessen! Für die Freundschaft und Liebe, welche uns die Officiere und die Mannschaft beider Schiffe des Magicians und Challengers bewiesen, können wir nicht genug danken. — Die Mannschaft der Cabalva nahm auf verschiedenen Schiffen Dienst, und die, welche auf der Sandbank geschworen hatten, in ihrem Leben nie wieder ein Schiff zu besteigen, wenn sie nur einmal aus diesem unglücklichen Zustand erlöst wären, segelten nun wieder nach allen vier Winden.

Die Officiere und Unterofficiere wurden durch die Agenten der Compagnie mit allem Nöthigen reichlich versehen, und die Meisten derselben traten wenige Wochen nachher ihre Reise nach England an.

Ich meines Theils blieb noch fast drei Wochen bei meinem gutherzigen Wirth, Herrn Pagul; er hatte mich wieder in sein Haus genommen und ver-

langte bei meiner Abreise für alles das Gute, das ich in so vollem Maaße bei ihm genossen hatte, nicht das Geringste. Die überaus große Liebe, die dieser wackere Mann mir Fremdling bewies, wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Ich nahm unter Capitain Barklei auf dem Orient Dienst, begab mich den funfzehnten August an Bord, und kam nach einer sehr glücklichen Reise in kurzer Zeit in England an, wo ich von meinen Freunden und Gönnern mit herzlicher Freude empfangen und mit unverdienten Beweisen von Zufriedenheit und Wohlwollen von Seiten der Directoren der Ost-Indischen Compagnie in deren Dienst genommen wurde.

Als ich der tiefbetrübten Wittwe unsers gebliebenen Capitains von seinem Tod Nachricht geben mußte, fühlte ich bei ihrem großen Schmerz, wie sehr wir um derer willen, denen wir theuer waren, Ursache hatten, Gott für unsere wunderbare Rettung zu danken.

Später wurden einige Schiffe und mit denselben geschickte Taucher nach dem Cargados Garragos-Riff abgeschickt, um, wo möglich, von den versunkenen Geldfässern etwas zu retten. Alles dieses und andere sehr kostspielige Versuche blieben fruchtlos, und der

ganze durch den Schiffbruch der Cabalva verursachte Schaden betrug — hunderttausend Pfund Sterling (650,000 Thaler Conventions Geld)."

Herrn Frank, der damals ein Jüngling von zwanzig Jahren war, erwarb dieser Vorfall die Achtung des Publikums und die Beförderung in seinem Stande. Die Directoren der Englisch-Ostindischen Compagnie gaben ihm bei seiner Zurückkunft nach London ihre Zufriedenheit durch ein Geschenk zu erkennen, das in funfzig Guineen und einem Sextanten bestand, mit dem Wappen der Compagnie und einer passenden Inschrift versehen, auch von einem ehrenvollen Schreiben begleitet war.

In der Folge wurde er als fünfter Officier, und im Jahre 1821 im December als vierter Officier im Dienste der Compagnie angestellt, und machte die Reise nach Ostindien und China. Gegenwärtig soll er in Bengalen stationirt sein.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Meine eigenen Abenteuer bei dem Schiffbruche. — Mein Aufenthalt in Port Louis. — Freundschaftliche Behandlung von Seiten eines daselbst wohnenden Deutschen, — Abreise nach England. — Ankunft in dem Hafen von St. Helena. — Ankunft in Portsmouth, Delftzyl und meinem Geburtsort. — Empfang in letzterem von meinen Geschwistern, Verwandten und Freunden. — Schluß.

Die treue Schilderung dieser unglücklichen Reise ist eigentlich auch die eines jeden seiner Leidensgefährten und keiner hat von sich besonders viel zu erzählen.

Als der Schreckensstoß geschah, lag ich eben ruhig in meiner Hangematte, deren Schnuren bersteten, so daß ich sammt der Matratze zu Boden stürzte. Halb betäubt, versuchte ich vom Boden aufzustehen, aber alle Mühe war vergeblich, da das Schiff von der tobenden Brandung so schnell von einer Seite zur andern geworfen wurde, daß es mir unmöglich war,

aufrecht stehen zu können, ohne mich an etwas anzuhalten. Ein furchtbar verworrenes wildes Geschrei erhob sich jetzt sowohl unter, als auf dem Verdeck, und recht deutlich vernahm ich: „Setzt die Boote aus, kappt die Maste, Kanonen über Bord" und was dergleichen mehr war. Das überall einströmende und in dem Ballastraum fürchterlich tobende Wasser belehrte mich ohnedies, daß wir Schiffbruch gelitten, und nun überfiel mich eine solche Angst, daß ich für den Augenblick ganz gelähmt, fast sinnlos von einer Seite zur andern rollte. Endlich erholte ich mich doch so weit wieder, daß das Gefühl der Selbsterhaltung in mir rege wurde. Ich hatte noch so viel Besinnung, daß ich nach meinem kleinen Schatz, der in Golde und einer Taschenuhr bestand, griff. Schnell eilte ich jetzt die Schiffstreppe hinan, wo eine furchtbare Stille herrschte und nur der dumpfe Schall der Aexte und Enterhaken vernehmbar war, weil man eben im Begriff stand, die Masten zu kappen und über Bord zu werfen. Die tiefe Finsterniß verstattete nicht den geringsten Gegenstand außer dem Bereiche des Schiffs zu erkennen, und ich stand wie angenagelt und erstarrt; nur mechanisch hatte ich, um nicht zusammenzustürzen, die Treppenlehne der Kajüte, umklammert.

Indem ich nun so dastand, kam ein Seeofficier und sagte: „Nun, seid Ihr denn in eine Salzsäule verwandelt? Rührt Euch, greift Etwas an!" Dies brachte mich wieder zur Besinnung, ich kroch jetzt von einem sichern Punkte zum andern, aber nirgends war etwas, wo ich Beistand hätte leisten können. Keiner hörte, keiner kümmerte sich um den andern, Alles war nur mit sich selbst und seiner Rettung beschäftigt. Noch war alles am Bord, bis auf Einige, die ins Meer gestürzt waren und jetzt mit den Wellen kämpften, um wieder an das entmastete Schiff zu gelangen. Was ich in diesen gräßlichen Augenblicken gedacht, weiß ich nicht, denn alle meine Sinne waren verwirrt. Endlich graute der Morgen in Osten und die ganze Mannschaft schöpfte frischen Muth, der Nebel verlor sich und wir sahen die fortlaufende Kette des Riffs, an welchem wir gestrandet waren. Als das große Boot ausgesetzt wurde, welches auf der Seite geschah, an welcher ich stand, war ich einer der Ersten, der sich mit in dasselbe stürzte, und als wir nach dem Felsen durch die Brandung geschleudert wurden, kam mir das Schwimmen, was ich auf Cabrera erlernt, sehr zu statten; aber trotz dieser Fertigkeit wäre ich doch ertrunken, wenn nicht mein Genius mir ein

Ruder gereicht hätte, welches ich schon ganz ermattet erfaßte; eine tüchtige Welle, die mich ganz überdeckte, warf mich mit solcher Gewalt nebst meinem Ruder an das Riff, daß ich bewußtlos auf dem Ufer liegen blieb. Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich, daß das Ruder, welches ich noch krampfhaft umfaßt hielt, zwischen einem Stück Felsen stecken geblieben war, und die zurückkehrende Welle hatte auf diese Weise ihre Beute fahren lassen.

Glücklich war ich nun der Gefahr des Ertrinkens entronnen, doch konnte ich anfänglich keinen zusammenhängenden Gedanken fassen, sah starr vor mich hin und achtete auf nichts, was um und neben mir vorging. Der Schmerz, den ich an allen Theilen meines Körpers, vorzüglich an den Händen empfand, brachte mich nach und nach zur Besinnung; doch immer saß ich noch betäubt da, als mich Jemand unsanft anstieß: „Nun, Deutscher," redete mich ein Matrose an „hat dich der T..... auch hierher geführt? Sieh einmal, wie sie da noch im Wasser herumkrabbeln." Ich sah dem rohen, aber gutmüthigen Bruder starr ins Gesicht; aber dieser, ohne die Miene zu verändern, meinte, das Uebrige möchte alles noch sein, wenn er nur einen tüchtigen Schluck Rum hätte. „Tom," sagte

ich, denn ich kannte ihn sehr gut, und die früher an mich gerichtete Rede war wirklich gut gemeint, „Tom, bist du denn wirklich nicht in Sorgen, was aus uns werden soll?“ „Da wäre ich wohl ein Narr und dächte an das, was kommen kann; wenn es noth thut, dann ist es ja noch immer Zeit genug. Siehe, da kommt so ein armer Junge geschwommen, dem müssen wir zu helfen suchen, ehe ihm der T..... den Garaus macht.“ Schnell raffte ich mich auf, Tom trat ins Wasser, so weit er es wagen konnte, ich hielt ihn, und indem er dem mit den Wellen vergebens Kämpfenden das noch am Strande liegende Ruder reichte, schrie er: „nun, pack an und laß nicht so lange warten!“ Der Unglückliche packte, hielt fest und zu unserer Freude zogen wir ihn ans Land. Nach und nach kam denn der ganze Haufe bis auf eine kleine Anzahl, die ertrunken war und worunter sich auch der Capitain befand, auf diesem und den angränzenden Riffen und Bänken an. Hier verlebten wir vierzehn Tage, doch sah ich unter den Seeleuten nur wenige Kleinmüthige, nur Wenige zeigten Besorgniß und Viele freuten sich schon auf ihre baldige Ankunft in England, denn aus der Chinafahrt konnte nun, ihrer Meinung nach, auf keinen Fall etwas werden.

Bewunderungswürdig, aber unbeschreiblich ist der Charakter dieser Seeleute; wenn sie vom Morgen bis zum Abend bis an die Hüften barfuß in Wasser und Sand gewatet, dabei noch große Lasten getragen oder geschleppt hatten und ihr kärgliches Mahl erhielten, sah man nur wenige traurige Gesichter; ein stiller Ernst mit ein wenig Ironie spiegelte sich auf ihren Gesichtern, und schäkernd erzählten sie ihre Abenteuer, die sie früher erlebt hatten.

Die Wünsche, welche mitunter geäußert wurden, waren sehr possierlich, und reizten manchen Mißmuthigen zum Lachen, denn sie betrafen manchmal Sachen, die sonst gar nicht geachtet werden; gewöhnlich waren es Kleinigkeiten, die aber in der jetzigen Lage den größten Werth hatten: so wünschte sich Einer einen alten Hut, der Ander alte Schuhe, der Dritte ein altes Halstuch und was dergleichen Dinge mehr waren, die sie früher gar vielleicht über Bord geworfen hatten.

Mehrere Tabaksraucher und Schnupfer, auch die, denen das Tabakskauen zur andern Natur geworden war (welches bei Seeleuten sehr gebräuchlich ist) und die diesem jetzt ganz entsagen mußten, freuten sich auf die erste Pfeife oder Prise Tabak, die sie bald wieder zu erhalten hofften; und wenn der oder jener

etwas von Einem, der zufällig noch von diesem für sie so köstlichen Kraute besaß, erhielt, so war es eine Lust anzusehen, mit welcher Behaglichkeit und Wollust sie davon genossen und wie herzlich sie dafür dankten. Kleinodien, Uhren, Ringe und Geld wurden oft unter die Füße getreten, und Niemand würdigte sie eines Blicks, denn ein Stück Schiffszwieback würde man wohl unendlich höher geachtet haben, als einen gefüllten Beutel spanischer Dollars.

Das geringste Aufgefundene, was uns in der jetzigen Lage nützlich war, wurde mit lautem Jubel verkündet, und als ein Matrose einige Schaalthiere am Strande aufgefunden hatte, wurde ihm zum Dank ein „Hurrah" gebracht; sogleich stürzte die anwesende Mannschaft nach dem Strande, um noch mehr davon aufzufinden.

Als das große Boot, nach dessen Vollendung, bemannt werden sollte, so waren Alle gleich bereit, das gefährliche Wagstück zu bestehen, und man sah sich genöthigt, das Loos entscheiden zu lassen, und die durch das Loos Getroffenen beseelte eine Art Stolz, denn sie dünkten sich gleichsam besser als ihre Kameraden und von nun an wurde unter ihnen von nichts als dieser Unternehmung gesprochen.

So hatte ich denn in einem so kurzen Zeitraume alle Mühseligkeiten einer Seereise erlebt, die mir, dem an Leiden aller Art schon früher Gewöhnten, nicht sehr schwer zu ertragen wurden. Zu Port Louis machte ich manche gute Bekanntschaft, unter andern traf ich einen Deutschen, der da ansäßig war und seinen deutschen Biedersinn auch in jenen fernen Himmelsgegenden nicht abgelegt hatte. Als ich ihm vertraute, daß ich meine kleine Baarschaft gerettet, gab er mir mancherlei Anschläge, wie ich sie gut und sicher anlegen könnte, um in kurzer Zeit unter seiner Leitung etwas Tüchtiges zu gewinnen; doch unter der Bedingung, daß ich in Port Louis bleibe. Die erste Bedingung, mein kleines Vermögen zu vergrößern, gefiel mir gar sehr, aber die andere wollte mir nicht in den Kopf, weil in mir auf einmal die Sehnsucht nach meiner Heimath so stark erwacht war, daß ich nicht schnell genug ein Schiff finden konnte, das mich ihr näher brächte.

Die Agenten der Ostindischen Compagnie machten mir ein Geschenk von ein hundert Dollars, auch erhielt ich freie Ueberfahrt nach England am Bord eines Kauffahrers. Die ersehnte Stunde der Abreise kam, aber nicht ohne einige Besorgniß bestieg ich

das grundlose Haus, da mir die neulich erlebten Unglücksfälle noch zu deutlich vor Augen schwebten. Bald wurden die Anker gelichtet und wir segelten mit günstigem Winde und herrlichem Wetter bis St. Helena, wo wir auf der Rhede vor Anker gingen.

Im Hintergrunde auf dem Berge gewahrte man Longwood, meines ehemaligen Beherrschers, jetzigen Exkaisers Wohnung; gern hätte ich den großen und gewiß in jeder Hinsicht merkwürdigen Mann noch einmal gesehen, aber es war weder vergönnt auf das Land zu gehen, vielweniger sich seiner Person zu nähern. Der angenehmste Aufenthaltsort mag St. Helena wohl nicht sein, denn seine rauhen, öden Berge zeugen in keiner Art für die Fruchtbarkeit des Landes; fast alle Schiffe, die nach Ostindien gehen und von dorther kommen, legen hier an.

Bald darauf verfolgten wir unsern Weg weiter, langten ohne irgend ein Hinderniß in England an und liefen in den Hafen von Portsmouth ein.

Hier fand ich bald ein Schiff, das nach Holland segelfertig lag, und in zwei Tagen stieg ich zu Delftzyl ans Land und setzte nun ungehindert meine Reise durch Holland, die Niederlande und den

Rhein aufwärts bis nach meinem geliebten Geburtsort fort.

Als ich meiner Aeltern Haus betrat, das jetzt mein Bruder bewohnte, da die guten Aeltern während meiner Abwesenheit gestorben waren, schrie Alles: „Philipp!" und ich desgleichen schrie laut vor Freude. Auch meines Bruders Ehesegen war während der Zeit sehr gewachsen und gut emporgesproßt. Meine Schwester hatte ebenfalls einem braven Manne die Hand gereicht und lebte nicht minder glücklich. Die Nachbarn des Orts versammelten sich nach und nach alle, betrachteten verwundert den an der Sonne der heißern Zone gebräunten und von den Stürmen des Schicksals ernster gewordenen Mann. Anfänglich wollte man mich nicht für Lipsen (Philipp) erkennen, aber in der Folge fand Dieser und Jener die jugendlichen Züge aus dem männlichen Gesichte heraus, und so löste sich allmälig auch der mindeste Zweifel. Schon seit vielen Jahren hatten mich meine Geschwister todt geglaubt, weil sie erfahren, daß das ganze Dupont'sche Heer bis auf einen kleinen Theil gefangen worden war, und ich nie das Geringste hatte von mir hören lassen; deswegen hatten sie mein Erbtheil an sich genommen, doch freudig gaben sie

das, was mir gehörte, wieder heraus, so daß ich mit dem Mitgebrachten ein Sümmchen zusammen hatte, mit dem ich recht gut ein Geschäft anfangen konnte.

Ich lebte nun noch einige Zeit sorgenfrei, dann wurde ich mit der einzigen Tochter eines Gastwirths bekannt der mich in Kurzem als Schwiegersohn aufnahm, und jetzt springt schon manches Lämmchen unter dem Dache

des goldnen Lammes
herum.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von J. B. Hirschfeld.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Anzeige.

Als Begleiter des jungen Feldjägers Kriegskamerad sind noch fünf Bändchen erschienen:

Der

Junge Feldjäger

in französischen und englischen Diensten

während

des Spanisch-Portugiesischen Kriegs

von 1806 bis 1816.

In zwei Bändchen.

Des

jungen Feldjägers Landsmann,

unter ähnlichem Schicksale.

In einem Bändchen.

Des

jungen Feldjägers Zeitgenosse

in preußischen, französischen, englischen und sardinischen Diensten.

In zwei Bändchen.

Jedes dieser Bändchen ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mämpel, Johann Christian,

Der Junge Feldjaeger in französischen und englischen Diensten während des Spanisch Portugiesischen Kriegs von 1806 bis 1816 [Verf.: Johann Christian Mämpel]. Eingeführt durch J. W. von Göthe
Bd.: 3

Leipzig 1846

P.o.germ. 1734 q-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124148-3